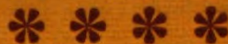
Velhagen und Klasings Almanach







Bildnis
Gemälde von Ernst Heilemann

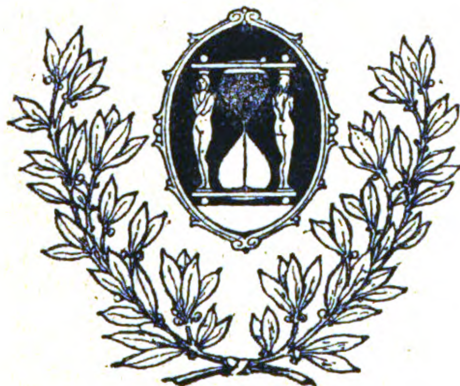
(Zu dem Aufsatz von Ludwig Sternaux)

Velhagen + Klasing, firm, publishers

Almanach

Herausgegeben
v. d. Schriftleitung von
Velhagen und Klasings
Monatsheften
1919

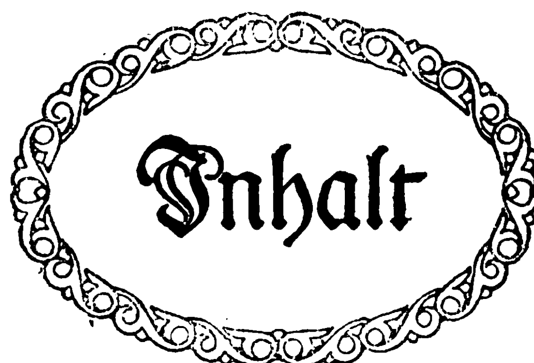




Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck
in Dresden

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig



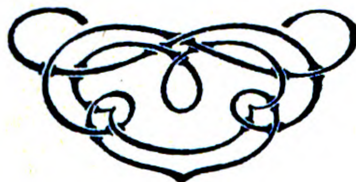
Erzählendes, Gedichte und Aufsätze

Seite



Kunstbeilagen





Der Spiegel
Erzählung von Kurt Münzer

Wenn Flora Bella in einer Stadt erschien, um Herzen zu betören, Sinne zu verwirren, Gehirne zu betäuben, so bedeckten sich acht Tage vorher alle Anschlagsäulen, Mauern, Zäune, Kunsthandlungenfenster mit ihrem Plakat.

Dieses Plakat zeigte sie in ihrer ganzen leiblichen Pracht, die ein roter Schleier wie ein feuriger Hauch umwehte, und in scheinbar zahllosen Wiederholungen und Posen. Aber es war immer nur ein und dieselbe Stellung, nur von jeder denkbaren Seite aus gesehen: Andeutung ihrer Kunst; besser: ihrer Spezialität.

Flora Bella nämlich war eine Spiegeltänzerin ...

Schon an dieses ihr Plakat heftete sich eine Legende. Der junge Maler, der es ihr gestiftet, hatte sich darüber das Leben genommen. Als sie, die von ihm Angebetete, sein fertiges Werk gesehen, hatte sie tadelnd gesagt: „Mein Lieber, das Rot ist zu blaß."

Er sagte: „Es gibt kein glühenderes."

Sie verächtlich: „Zu blaß!"

Er rief, wild vor Liebe: „Ich kann nicht mit Blut malen!"

Sie wandte sich um, sah ihn erstaunt an, maß ihn leise verächtlich und fragte verwundert: „Warum nicht?"

Am nächsten Morgen fand man den jungen Künstler in seinem Blute schwimmend. Er hatte sich die linke Pulsader geöffnet. Seine ganze schriftliche Hinterlassenschaft war ein Zettel, sterbend geschrieben: „O Flora Bella, ich hab's versucht. Aber man kann dennoch nicht mit Blut malen: es gerinnt."

Aber, vielleicht, war das nur eine Legende, eine Erfindung des Impresarios, eine kleine Reklame. So ein Menschenleben ist nicht teuer.

Ja, da also sah man Flora Bella in ihrer hundertfachen Vervielfältigung, wie sie sich, immer die gleiche, in eine unübersehbare Ferne verlor, eine verwirrende Wiederholung immer derselben schönen Frau, aber jede Figur zeigte eine neue Linie von ihr, einen neuen Reiz, eine neue Überraschung.

So trat sie auf:

Zwölf hohe Spiegel ohne Rahmen wurden in stumpfem Winkel zueinander halbkreisförmig auf der Bühne aufgebaut. Sie von Stadt zu Stadt zu transportieren — von Berlin nach Barcelona, wieder nach Petersburg, zurück nach Paris, hinüber nach London, wieder nach Budapest — kostete allein ein Vermögen. Aber Flora Bella bezog höhere Gagen als ein Tenor in Amerika. Vor diesem Spiegelhintergrunde trat sie auf und tanzte. Sie tanzte dreimal, drei verschiedene Phantasiestücke führte sie vor. Sie trug einen weißen Schleier über ihrem rosigen Körper — sie war blond, grauäugig, schlank und schmal —, und Scheinwerfer zwischen den Soffitten kleideten sie in wechselnde Farben. Bald schien sie in einer grünen Woge sich zu drehen, dann glühte sie auf, als umspielte sie eine Flamme, sie tauchte schimmernd unter in einem durchsichtigen Blau und stieg daraus in leuchtendem Gelb, wie von flüssigem Gold überspült; ein Lila verschlang sie, aus dem ihre weißen Arme wie Musik tönten, ein schamhaftes Rosa ließ sie neu erstehen, bis ein Wirbel aller Farben und Intensitäten sie unsichtbar machte; nur noch in der Form, die die Farben wechselte, erkannte man das Spiel ihrer klassischen Glieder.

Und dieses Spiel warfen die zwölf Spiegel zurück. Sie spiegelten sich ineinander und wieder ineinander, und also verhundert-, vertausendfachte sich in ihnen die Tänzerin. Der Saal war grabesdunkel, nichts anderes gab Licht als sie selbst. Und dieses Licht, diese leuchtende Frau trat in nicht übersehbarer Wiederholung aus der unterirdischen Finsternis zauberisch hervor. Immer stand sie plötzlich da. Der Vorhang ging auf, tiefstes Schwarz, ein Nichts, aus dem die Leere schauerte. Da zischte leise der Scheinwerfer, und da stand sie, jäh aus dem dunklen

Nichts geboren, jäh tausendfach sich verlierend in unendliche Ferne. Es war unheimlich, gespenstisch, beklemmend beglückend, schaurig schön. Man wußte nicht, welches die Lebende, welches die Spiegelbilder waren. Es war ein Wesen, das da tanzte, ein Wesen in hundert Manifestationen. Welches war greifbar, welches Phantom? Welches regierte dieses aufregende Spiel, welche waren tote Abbilder? Alle lebten — alle waren Schein. Nichts mehr war zu entscheiden. Man halluzinierte. Man hatte Opium eingesogen, Kokain geschnupft — es war ein Rausch des giftigen Orients.

Und fiel dann der Vorhang und rührten sich endlich die Hände, war es wie Rückkehr aus dem Nirwana. Graue Ernüchterung überfiel die Hunderte, die diesen Traum erlebt hatten.

Flora Bella trat aus der Gardine, tief gehüllt in einen Mantel aus granatrotem Atlas oder silbernem Brokat oder in einen weichen grauen Pelz gekrochen, aus dem ihre nackten Füße wie süße junge Tierchen hervorlugten, die rosigen Zehen vibrierten nervös. Und ihr kleines, schmales, weißes Gesicht — sie legte kein Rot auf — war ernst, schwermütig, streng, oft drohend.

Flora Bella haßte das Publikum. Flora Bella tanzte nie für das Publikum. Flora Bella tanzte nur für sich ...

Sie hieß, in Wahrheit, Emilie Schmittlein und stammte aus Eberswalde. Aber warum soll nicht aus Eberswalde eine Tänzerin hervorgehen! Milchen wurde sie gerufen. Die Mutter plättete Feinwäsche, der Vater existierte nicht. Dafür kam ein Stiefvater ins Haus, und vor dem, der sie schlug, floh Milchen. Kürzesten Weges nach Berlin. Sie war fünfzehn Jahre alt und ging in den Zirkus, wo ihre schöne Figur der Pantomime zustatten kam.

Sie tanzte in „Vineta, die untergegangene Stadt" erst ein Bürgermädchen, dann eine Nixe. Dort entdeckte sie das müde, doch in solchen Fällen scharfe Auge eines Kavaliers. Milchen bekam eine Etage und eine Lehrerin für Deutsch und Schreiben, eine für Klavier, eine für Tanz, eine für allgemeine Weltbildung und Lebensführung.

Mit achtzehn Jahren war sie so fertig, daß sie ihre Etage verließ und im Auto nach Paris fuhr. Dort nahm sie Stunden bei der Petitjean und trat ein Jahr später an den Folies auf. Bereits mit ihrem Spiegeltrick. Sie war kein dummes Mädchen, die Schmittlein. So dichte bei Berlin jeboren! Sie war klug, praktisch und einfallsreich. Und dazu schön wie die Psyche von Capua.

Mit zwanzig war sie dementsprechend eine Berühmtheit des Variétés. Anträge nach Amerika hatte sie abgelehnt. Vorläufig. Sie sagte:

„Ich bin noch zu jung. Diese Cowboys und Mixer, Selfmademans und Geldsäcke verstehen es nicht. Wenn ich in Europa ausgespielt habe, fange ich von vorn bei denen da drüben an. Dort kann man von seinem europäischen Ruhm leben. Mehr braucht es nicht."

Und sie drehte sich vor dem Agenten in ihrem Spitzennegligee, daß ihm schwindelte.

Flora Bella, wie sie sich nannte, war Kosmopolitin geworden. In der Halbwelt hatte sie einen Namen und Ruf. Aber sie war schwer zu erobern, denn sie war gleichgültig, kalt; und ihr ganzes Temperament ging auf in ihrem Tanz. Sie lebte erst, wenn sie tanzte. Und als sie ihren Spiegeltanz erfunden hatte, war ihr, als ob sie kraft ihrer Vervielfältigung auch vielfach lebte. Sie sog Kraft aus ihren Abbildern, empfand jeden Reiz mit verhundertfachten Nerven, sah die Schönheit der Welt wie mit neu geschenkten Augen.

Aber diese Schönheit der Welt war ja nur sie selbst, Flora Bella ...

In jeder ihrer Stuben stand ein riesiger Spiegel. Sie schleppte auch diese mit sich von Hotel zu Hotel. Überall mußte sie sich sehen. In den Restaurants suchte sie einen Platz, wo ein Spiegel ihr Bild ihr wiedergab. In ihrem Auto war die Rückwand ganz mit Spiegel belegt. Wenn sie mit jemandem sprach, schaute sie dabei in den Spiegel und sprach zu ihrem zweiten Ich. Sie konnte nicht mehr leben ohne jene andere ...

Am Abend, schon im Bettgewand, trat sie an den hohen Stehspiegel. Da kam sie sich selbst entgegen, lächelte

sich zu und lächelte wieder. Ihre beiden Ichs näherten sich einander. Zwillingsschwestern. Sie legte ihren Mund auf das Glas und küßte sich selbst. Sie flüsterte: „Gute Nacht.“

Lautlos flüsterte es die andere zurück. Jene stand drüben, im Spiegel, im geheimnisvollen Lande dahinter, so nahe, getrennt nur durch das tückische Wunder des Glases, das keinen Laut hinüberließ. Eine Welt, nur einem Sinne zugänglich: dem Auge. Jeder Ruf, jede Geste, jede Berührung stieß sich an dem Glase, so durchsichtig wie undurchdringlich ...

Flora Bella sank in einen Sessel, vergaß schlafen zu gehen, starrte, vom Rätsel gepeinigt, hinüber in das geheimnisvolle Land hinter dem Spiegel ... Da drüben saß die andere und starrte und sann wie sie. Sie liebten sich, gehörten zueinander, gehörten ineinander und konnten sich nicht finden ... O, hindurchgehen durch den Spiegel, ineinander aufgehen, verschmelzen! Die Scheidewand zertrümmern. — Aber das hieß: die andere verscheuchen ...

Flora Bella litt. Sie fühlte sich gespalten. Sie war geteilt und war sehnsüchtig nach ihrem zweiten Ich. Aber es war unerreichbar ...

Flora Bella trat aus der Welt des großen Rausches zurück. Nichts mehr entflammte sie, nichts war ihr so teuer, so bekannt wie geheimnisvoll, so aufregend und zugleich beruhigend wie ihr Spiegel. Darin fand sie die geliebteste Gesellschaft, sich selbst.

Sie tanzte, allein, vor ihrem Spiegel. Sie sah sich selbst. O Wunder! sie sah sich selbst ...

Nachts, wenn das Theater leer und verlassen stand, blieb sie darin zurück. Sie trat auf die Bühne hinaus, wo noch ihre Spiegelwand stand, zwölf Spiegel, die sie verhundertfachten ... Sie drehte ein paar Lampen auf, und da war sie sichtbar. — Sie stand im unendlichen finstern Raum, nicht mehr allein. Da war sie selbst — und da — und da — unzählig sie selbst, bis in die fernste Ferne. Und sie stand außer sich, denn sie sah sich selbst, sah sich von hundert Seiten, war also hundertmal da ...

Sie griff sich an den Kopf, alles verwirrte sich ihr. Sie griff ins Leere, dahin, dorthin, nach sich selbst.

Sie rief: „Wo bin ich? welche bin ich? bin ich's, bist du's? jene da? die dort? Welche ist die Richtige? Vielleicht bin ich das Spiegelbild und du da drüben die Lebendige?"

Plötzlich wußte sie nicht ein noch aus ... Sie hatte sich verloren ... Sie irrte an den Spiegeln umher und suchte sich. Und hundert Flora Bellas irrten mit ihr an den Spiegelwänden und suchten, alle hatten dasselbe geängstete Gesicht, die schreckhaft großen Augen, dann das flehende Lächeln, das hilflose Zittern der Lippen. Alle waren gleich ratlos und hilflos, ein zahlloser Chor entsetzter Zwillingsschwestern, gefangen hinter Glaswänden.

Flora Bella floh. Mit ihr die hundert. Auf der Straße sah sie sich um. Sie war allein ... Sie betastete sich, ja, sie war's, die richtige, lebendige, die einzige. Die einzige? ... O, sie hatte schon wieder Sehnsucht ... Und sie warf sich in einen Wagen, jagte ins Hotel, drehte das Licht im Salon auf, stürzte an ihren Spiegel. — Ja, da, da kam ihr die andere entgegengestürzt, ebenso sehnsüchtig, so stürmisch, so verliebt. Sie sank an das Glas, an die andere hin; da lehnten sie aneinander, Schulter an Schulter, Wange an Wange, so einzig nah, fast verschmolzen, aber einen Millimeter Glas zwischen sich, undurchdringlicher, durchsichtiger Millimeter ... O Wahnsinn der gemeinen Realität! —

Also liebte sich Flora Bella!

Ein Prinz lag ihr zu Füßen und stammelte trunkene Worte.

„Liebst du mich nicht?"

Über sein schmales Prinzenhaupt hinweg sah sie in den Spiegel, sah sich selbst, lächelte sich zu, flüsterte: „Ich liebe dich."

Die andere gab es ihr zurück.

Der Prinz umschlang sie, schwankend vor Glück. Indes er sie küßte, träumte sie zu ihrem seligen Geheimnis hinüber. Und hinter dem Manne küßte sie das geliebtere Bild, er war nur ein Symbol, greifbare Erscheinungsform ihrer himmlischen Ahnung. Die Wirklichkeit wurde ein Notbehelf ... Oder richtiger: ihre Beziehungen zur

Außenwelt wurden ihr unwirklich, wesenlos, phantastisch. Und erst, wenn sie zu ihrem Spiegelbilde zurück- und wiederkehrte, fand sie sich daheim und vertraut, im Realen und Begreiflichen. Sie vertauschte die beiden Welten, glitt von der einen in die andere hinüber, lebte im Schein und fand sich im Wesenhaften fremd ...

Sie stand vor ihrem Spiegel. Ja, wie war das? Bewegte sie sich und tat darauf das Bild das gleiche? Oder fing das Bild an und mußte sie nachahmen? Welche war der anderen untertan und abhängig von ihr? Sie? Jene? ... Ja, sie empfand es deutlich: den Zwang, zu gehorchen, jede Geste der anderen im Moment zu wiederholen! Die andere befahl, war die lebendige — und sie das Spiegelbild ...

Sie lief fort, aus dem Zimmer, in der Tür wandte sie sich um, sah zurück. Und da sah auch die andere im Spiegel zurück. Und deutlich hatte sie den Ruck in sich gespürt: sie hatte gar nicht zurückblicken wollen, aber die andere tat's, und also mußte auch sie es tun ... Sie waren ausgetauscht, hatten die Rollen gewechselt ...

Ein Komponist, der ihren Tänzen eine neue Musik schrieb, verwirrt von der Psycheschönheit ihrer Existenz, wartete auf sie, bettelte mit seinen Tieraugen und stumm atmendem Munde.

Sie lachte.

„Was wollen Sie von mir? Ich bin Flora Bellas Spiegelbild. Da —" und sie zeigte in den Spiegel — „da steht die Lebendige, gehen Sie zu ihr. Sie sind ja verrückt, mein Lieber! Einem Spiegelbild seine Liebe erklären! Zwischen Ihnen und mir ist das Glas, ein Millimeter, und unüberschreitbare Entfernung. Nie kommen Sie da hinüber. Dort sitzt die Wirkliche."

Und sie zeigte nach dem Spiegel. Oder vielmehr: die andere hob den Arm und schrieb ihr damit die gleiche Bewegung vor ...

Aber es kamen Zeiten, da fand sich Flora Bella wieder, begriff allen Zwiespalt, und in einem Zornausbruch hob sie eine Bronzefigur und schleuderte sie in den Spiegel. Es klirrte, krachte, splitterte. Flora Bella hatte

sich selbst getroffen, da drüben zerstäubte sie, zerflog in Atome — und sie spürte allen Schmerz der Vernichtung, ihre Nerven zuckten, rissen, barsten. Sie krümmte sich. Die andere war verschwunden, hinter dem Spiegel war nichts, nur dieselbe Stube, kein zweiter Raum. Alles Lug und Trug. —

Sie stürzte in das Nebenzimmer, zum unversehrten Spiegel — o Glück! Da kam sie sich entgegen, noch bleich, entstellt, verzerrt, aber doch wiedererstanden. Sie breitete die Arme aus, sank gegen das Glas, küßte sich. Auf den Mund. Sie wollte sich die Stirn küssen und hob sich. — Wieder fand sie ihren Mund ... Höher, höher. — Aber die andere neckte sich mit ihr. Und immer wieder nur fand Mund den Mund ...

Sie schrie laut auf:

„Äffin! mach dich unabhängig! Sei du selbst, nicht immer ich! Scheusal! Tückische! Boshafte! schäme dich, du Knecht du! Äffin! Äffin!"

Und alle Spiegel mußten verhängt werden. Ihre Mädchen liefen wie geschlagene Sklavinnen von Zimmer zu Zimmer, niemand wurde vorgelassen, die Vorstellung abgesagt: sie hätte alle Spiegel zertrümmert, in denen sie sich wiederfand, hundertmal, ohne daß eine der hundert ihr zu widersprechen wagte. Was sie tat, ahmten alle ihr äffisch nach. O, einmal, einmal sollte sich das Bild empören, Bild zu sein, ihr zu gehorchen! Einmal wollte sie den süßen, herrlichen, furchtbaren Schreck erleben, daß ihr Bild ihr widersprach, anders wollte, als sie wollte, den Arm gegen sie hob, indes sie ihn senkte, und indes sie lächelte, sie drohend und strafend ansah ...

Der Arzt kam und gab ihr Morphium. Es war ein gefälliger Arzt. Sie schwebte auf in die Region, wo kein Wunsch mehr zu erfüllen ist. Sie wiegte sich im Erdbefreiten und kehrte erst nach zwanzig Stunden in die Welt des Spiegels, des Rätsels, des Geheimnisses zurück ...

Aber ihr Schicksal ereilte sie, als sie selbst Schicksal wurde.

Sie kam zum erstenmal, zwischen zwei großen Engagements in Barcelona und Mailand, in eine Schweizer

Stilleben: Natur und Kunst
Gemälde von Ernst Heilemann

(Zu dem Aufsatz von Ludwig Sternaux)

Stadt. Diese Stadt war klein im Vergleich zu den Metropolen ihres bisherigen Auftretens, aber eine alte Stätte lebhafter geistiger Betätigung, wissenschaftlicher Forschung, gelehrter Kultur. Sie lag am Ende eines langgestreckten Sees, dessen schmale Bucht sie mit steinernen weißen Armen umschlang. Auf ihren breiten Händen trug sie schattige Parks. Ihr Haupt lag, der Sonne hingebreitet, auf einen Hügel gebettet. Aus ihren Flanken wuchs Wald, hinter dem die Sonne aufging. Schöne Türme reckte sie in den schon südlicher gefärbten Himmel und verschlang mit tausend Augen das silberne Panorama des Hochgebirges, das sich am anderen Ende des Sees, hinter großen Vorbergen, traumhaft aufbaute.

In dieser edlen Stadt empfing Flora Bella am zweiten Tage ihres Auftretens einen Korb voll Teerosen, durch die sich eine wundervolle Kette weißer Korallen schlang. Der unbekannte Geber war ein junger Mensch, der letzte eines alten gelehrten Geschlechts, der am nächsten Tage in ihrem Hotel erschien und vor ihr saß wie ein zitternder Hindu vor seinem strengen Gott. Er war braun von einer Gebirgsreise, schlank wie ein griechischer Wettläufer, aber Stirn und Augen verrieten die geistige, reine und vereinsamende Art seiner Arbeit.

Flora Bella war entzückt, soweit ein anderer Mensch sie entzücken konnte. Sie lächelte, als er, aus seiner Schüchternheit mit dem Mute der Verzweiflung tretend, ihr mit harten, kalten Worten gestand, daß er sie liebe. Er hatte sie vor zwei Tagen zum erstenmal gesehen, und als sie nur ihre Arme hob, war er ihr verfallen. Er hatte keinen anderen Gedanken mehr.

Rudolf Wunderli wohnte mit seiner alten Mutter in dem großen Familienhause in einer engen Straße der alten Stadt. Das Haus war kühl und dämmerig. Die Stuben holzgetäfelt, voll alter eingelegter Möbel. In dieses Gelehrtenhaus, dessen Atmosphäre von bänglicher Reinheit und Klarheit war, ward Flora Bella geführt. Denn der junge Wunderli begehrte nichts anderes als: sie zu seiner Frau zu machen. Und als einziges Kind hatte er seiner Mutter die Zustimmung abgebettelt, ab-

getrotzt, abgezwungen. Aber Flora Bella selbst hatte noch nicht ja gesagt.

„Flora Bella, Flora Bella, liebst du mich nicht?"

Sie lächelte rätselhaft.

„Vielleicht."

„Du sollst mein werden, Flora Bella."

„So küsse mich doch ..."

„Wenn du mein Weib bist!"

„O Leben, o Welt," flüsterte sie und streichelte seine Hand, die an sie wie an ein Heiligtum rührte.

Die alte Frau Wunderli hatte Erkundigungen eingezogen: ihr graute! So etwas hatte sie noch nie gehört, hätte sie nie für möglich gehalten! Die ganze Welt kannte die Skandalgeschichten Flora Bellas mit Namen. Ein Prinz, ein Maler, ein Herzog, ein großer Industrieller, ein Republik-Präsident, ein Königlein sogar. Die Dame, die nie über den philologischen Gelehrtenehrgeiz ihres Geschlechts hinausgewittert hatte, wurde von dem Anhauch der fremden Welt fast umgeworfen. Aber was tun? Wenn sie ihre Zustimmung verweigerte, war es Rudis Tod! Sie hatte nichts weiter als ihn. Aber eine Hoffnung blieb! O schwache, zitternde Hoffnung! eine Hoffnung auf die selbst, die ihr Leben zerstören sollte: auf Flora Bella. Wenn es sie nicht duldete im engen Bezirk von Stadt, Haus, Familie ...

Rudolf Wunderli saß zu Flora Bellas Füßen. Wenn sie morgens erwachte, schritt sie über einen Teppich frischer Blumen, den er ihr hinbreiten ließ, in das Badezimmer hinüber. Wenn sie in den Salon zurückkehrte, lag sein Morgengruß da: ein alter Schmuck aus den Familientruhen, ein schönes Buch in köstlichem Einband, ein Seidenstoff von zauberischem Muster und Glanz. Der junge Mann, bisher Einsiedler, im alten Latein lebend, unbekannt mit den Gesetzen der Liebe und den Formen des Frauenlebens, war kraft seines Gefühls erwacht zur tiefsten Kenntnis des Herzens. Noch niemals war Flora Bella ähnlich geliebt worden. Aber — konnte *sie* lieben? ...

Er sah zu ihr hinauf und sprach: „Liebst du mich denn wohl, Herrliche?"

Sie sah über ihn hinweg. Drüben im Spiegel saß die andere — sie sah sie in den roten Sessel geschmiegt, wie sie mit dem langen, weichen Haar eines schönen, jungen Mannes spielte. Sie lächelte ihr zu und erntete ein Lächeln. „Ich liebe dich," flüsterte sie zu ihr hinüber und teilte es ihr wie ein ewig neues Geheimnis mit.

Sie sah, wie drüben im unbegreiflichen Raum hinter dem Spiegelrahmen der Liebende erschauernd die Knie der Angebeteten umschlang. Und die Angebetete bückte sich, gnädige Göttin, und küßte die reine, klare Stirn. Flora Bella tat wie sie. Wieder verwirrte es sich: war sie das Spiegelbild der anderen und tat, was man ihr vormachte? Oder regierte sie jene andere drüben bis ins Zucken der Augenlider? Es war nicht zu entscheiden ...

„Sieh mich an," flehte er.

„Ich sehe dich an, Rudolf."

Aber sie sah auf sein Spiegelbild. Ja, drüben war die Wirklichkeit! Dort spielte sich das wahre Leben ab, sie war nur Geschöpf, Kreatur, spürte die hundert Drähte, mit denen sie regiert wurde. Spürte sogar, wie ihre Gedanken vorgedacht wurden, wie sie nichts weiter konnte als nachsprechen, was ihr vorgesagt, nachfühlen, was ihr vorempfunden wurde. Alles Eigenlebens beraubt, sprach, handelte, erlebte sie nach Befehl und Einflüsterung. Sie hatte keinerlei Selbstbestimmung mehr ...

Rudolf Wunderli schüttelte sie. Er war längst eifersüchtig auf den Spiegel ... Er rief außer sich: „Du sollst keinen Spiegel in meinem Hause finden!"

Sie sagte freundlich, gelassen, so nachlässig wie bestimmt, das, was es ihr vorsprach: „Du mußt mir ein Zimmer ganz mit Spiegelglas auskleiden, auch Boden und Decke."

„Damit du dieses Zimmer nie mehr verläßt?!"

„Du darfst mich darin besuchen," sagte sie ihrem Einsprecher nach.

Er sprang auf, lief auf den Spiegel zu, fand ihr Bild darin, ward bezwungen, warf einen Kuß hinüber, und die Frau im Spiegel küßte die Luft — er spürte es. Er wurde verwirrt, einen Herzschlag lang empfand er die

andere im Spiegel als die lebendige, wandte sich um, sah Flora Bella im Sessel liegen. — Wo war er? stand er im wirklichen Raum, stand er im Spiegelbild? — Er griff sich an die Stirn. Aus diesem Augenblick Verlorenheit stieg er wie aus einem tiefen Brunnen jahrelangen Verwirrtseins ... Flora Bella steckte ihn an ... Am nächsten Tage führte sie ihn vor den Spiegel. Da kam ihnen ein Paar entgegen, schön wie ein Gottesgedanke.

„Da sind wir," sagte sie entzückt, „sieh uns! Willst du dich küssen? Das ist süß."

Und sie schob ihn an das Glas heran. Die andere drüben tat das gleiche. Beide schoben sie den Geliebten von sich, daß er sich selber finde.

Geheimnisvoll flüsterte sie: „Findest du dich? O, du kennst noch nicht die Seligkeit, sich selber zu begegnen, ineinander aufzugehen. Spürst du's, wie du in dich eingehst?"

Und wirklich — furchtbares Erlebnis! — ihm war, als verschmölze er für einen Augenblick mit seinem Spiegelbilde, und schon wieder löste er sich, aber — nun ging er in das Glas hinüber, in den unbegreiflichen Raum, und was eben noch sein Selbst gewesen, wurde Spiegelbild, er fühlte die Macht über sich, zu handeln nach Vorschrift, fühlte den Zwang eines Vorbildes über seinen Gesten. —

Er schüttelte sich. „Ich werde wahnsinnig," stammelte er, zog die Geliebte fort, ans Fenster, preßte sich die Nägel in die Handfläche.

„Küsse mich," sagte er, fast schluchzend.

Aber sie konnte ihn nur noch vor dem Spiegel küssen ... Was die andere nicht tat, konnte auch sie nicht tun ... Sie war ja kein selbständiger freier Mensch mehr, nur noch Abbild, Nachahmung, Gegenspiel ...

In der Nacht, nach der Vorstellung, kam Rudolf Wunderli noch einmal zu ihr hinauf. Es war ihre letzte Woche in der Stadt, und sie wollte dann weiterreisen, nach Mailand. Noch hatte sie ihm nichts fest versprochen. Er kam, sie wieder anzuflehen.

„Bleibe, Flora Bella, bleibe! Ich muß dir ja nach-

reißen. Laß es sein und liegen. Tanze für mich, für dich. Liebst du mich denn nicht?"

Im Spiegel stand ein glänzender roter Salon, und Flora Bella sah darin ihr wahres Ich, das einzige, dem sie Abbild sein durfte.

„Sieh mich an," rief er, „mir ins Auge!"

„Ich sehe mich darin, Rudolf."

„Überall siehst du nur dich. Du liebst ja nur dich! Was gibt es für dich außer dir? Bin ich gar nicht da?"

Sie zeigte in den Spiegel. „Dort —"

Er preßte sie an sich. Über ihn, den nicht Vorhandenen hinweg, starrte sie in den Spiegel. Er bedeckte ihr die Augen.

„Jetzt spüre mich!"

„Wenn ich dich nicht sehe?"

„Hast du kein Herz?"

„Wen fragst du?"

„Wo ist deine Seele?"

„Weißt du es nicht?"

„Du hast die Welt verloren!"

„Aber ich bin ja da."

„Wo bist du?"

Sie machte sich los, lief auf den Spiegel zu, breitete die Arme aus —

„Phantom!" schrie er auf. „Phantom!"

Er fiel auf die Knie. „Komm zu mir," flehte er, „sieh mich an, hebe mich auf. Kehr' zurück in die Welt."

Aber sie sah in den Spiegel hinein, streckte seinem Bilde die Hände entgegen, und der Wirkliche ging leer aus ... Sie sah ihn auftaumeln.

„Wo bleibst du, Rudolf?"

Aber der Mann im Spiegel starrte sie an, bleich, mit aufgerissenen Augen, stolperte rückwärts, vergaß den Hut, riß die Tür auf, ließ sie offen, verschwand im hellen Hotelkorridor ...

Flora Bella wandte sich um. Die Stube war leer ... Sie ging die Tür schließen. Über ihr Herz lief ein Schauer, als sie des Blicks gedachte, mit dem er rückwärtsgetaumelt war ...

Auf der Straße hörte sie ihn sein Auto ankurbeln, er fuhr allein. Und dann ratterte es laut in der Nachtstille. Der Wagen brauste davon, der rasende Motor verklang, im Nu hatte die Mitternacht dieses laute Gespenst verschlungen.

Flora Bella schlief in den Tag hinein. Sie erwachte von einem Lärm nebenan. Ihre Zofe, ein Kellner, eine Frauenstimme. Ihre Uhr im Lederfutteral schlug mit goldenem Hämmerchen elf. Die Tür flog auf.

Frau Wunderli stand da, die sorgfältige Frisur ihres grauen Haares verwüstet, entstellt im Gesicht, schwankend, wie von Riesenpranken geschüttelt.

Sie kreischte: „Verflucht sollst du sein, Mörderin! an deiner Herzlosigkeit ersticken! an deiner Eitelkeit erblinden! Du sollst dich selber auffressen, Selbstsüchtige! Du sollst dich —"

Aber da waren Männer da und überwältigten sie. Man schaffte sie fort. Ins Irrenhaus.

Und Flora Bella erfuhr, daß in der letzten Nacht Furchtbares geschehen war: Rudolf Wunderli war mit seinem Auto aus der Stadt gerast, um den See herum, hinab nach Süden, über den Damm hinüber aufs andere Ufer, zur Stadt zurück, und dort war er mit dem Wagen einfach in den See hinein- und hinabgefahren. Bauern, die zu Markte zogen, hatten es mitangesehen. Wie er mit seinem Auto in den See hineinschoß, plötzlich verschwand in diese Zweihundertmetertiefe ...

Sie hatten es der Polizei gemeldet, wo zwei Nachtpatrouillen bereits das bekannte Auto des Herrn Wunderli wegen zu schnellen Fahrens angezeigt hatten. Ein überfahrener Bernhardiner lag auf der Kaibrücke, und ein Kandalaber bei der Badeanstalt war verbogen vom Anstreifen des tollen Autos.

So erfuhr es die Mutter. Nun lag ihr Leben auf dem Grunde des Sees, und dennoch — o Widersinn! — lebte sie noch ... Vor diesem Paradox verlor sie den Verstand; ihren letzten wachen Gedanken hatte sie im Hotel in Flora Bellas Tür ausgespien ...

Flora Bella tanzte an diesem Abend etwas mühselig. Ihre Knie waren so wunderlich weich ... Ein paar

Leute im Saal zischten. Sie hörte es nicht. Andere klatschten wie rasend. Sie hatte eine fabelhafte Reklame: zwei Leichen auf ihrem Wege ...

Aber sie war müde. Sie hatte Sehnsucht nach der Ruhe ihrer Hotelwohnung mit den Doppeltüren. Doch als sie in den Salon trat, schauerte sie eine eisige Leere an: Rudolf Wunderli kam nie mehr ...

Oder — wie — wenn er im Spiegel geblieben war ...

Sie stürzte hin — sie stürzte sich selbst entgegen, allein im glänzenden roten Zimmer, eine doppelte Einsamkeit, hier und drüben ... Zwei Einsamkeiten! welcher Wahnsinn, daß ein Einziges verdoppelt sein kann ...

Eine Stimme scholl. Flora Bella erzitterte, als griffe eine Eiseshand ihr ins Genick: „Verflucht sollst du sein, Mörderin —" Sie sah sich entsetzt, furchtsam um. Nichts. Allein. Verlassen.

Verlassen? O — ihr Spiegel! Die andere! Sie selbst!

Sie schritt auf den goldenen Rahmen zu, in dem sie sich entgegenkam. Ach Trost — Zweisamkeit — Liebe — Geborgensein. Sie lächelte. Um Gottes willen!

Sie fuhr zurück, sie stürzte vor: *sie lächelte* — und die andere lächelte *nicht*! ...

Indes sie hier lächelte, blieb die dort ernst, wurde ernster, zeigte eine drohende Miene, die Augen verdüsterten sich. Diese Falte zwischen den Brauen —

Flora Bella taumelte. Mit beiden Händen griff sie an den Spiegelrahmen, sich zu halten. Aber die andere drüben griff nicht ebenso zu ... Vielmehr hob sie den Arm, streckte den Finger, drohte, warnte. Was war das?

Flora Bella spürte einen Schmerz, einen Riß in Leib und Seele. Sie war gespalten. Ihr Selbst hatte sich von ihr getrennt. Sie hatte sich verloren. Wo war sie nur? welche war sie? welche war Flora Bella? und welche ihr losgelöstes zweites Ich?

Sie versuchte es noch einmal: sie näherte sich zärtlich, lächelnd ihrem früheren Selbst — es kam ihr *nicht* entgegen — es zog sich zurück — es floh vor ihr ...

Sie rief etwas. — Aber jene andere bewegte die Lippen nicht mehr.

„Komm, komm," lockte sie flehend. „Ich liebe dich. Was willst du ohne mich machen? Willst du ohne Schatten, ohne Spiegelbild sein? Laß mich nicht zurück! Was bin ich ohne dich? Bild im Spiegel ohne Vorbild! Gegenspiel ohne Spiel! Echo ohne Anruf!"

Aber die Flora Bella drüben hörte es nicht. Sie zog sich zurück, zurück in die Tiefe des roten Zimmers, sie öffnete die Tür und ging hinaus, rückwärts, drohend, unaufhaltsam ... Und die andere stand im Spiegelrahmen, allein, ungespiegelt ... Flora Bella starrte in das Glas und fand den Raum dahinter leer ... Das Gesetz war gesprengt ...

Und noch Fürchterlicheres geschah: in dem verlassenen Raum drüben mit der offenen Tür ging etwas vor. Flora Bella wandte sich um: o, ihre Tür war ja geschlossen! aber im Spiegel stand sie auf, und da trat wer herein, Rudolf Wunderli, furchtbar entstellt, von Wasser triefend, die Stirn zerschlagen, die Augen vor- und aufgequollen wie zwei Eitergeschwüre.

Sie schrie auf, entsetzt bis ins Knochenmark. Ihr Blut gerann ihr kalt und dick ... Da war's auch schon verschwunden, das Gespenst. Es zog die Tür hinter sich zu.

Aber noch fürchterlicher vielleicht war dieser jetzt wieder leere Raum. Flora Bella hob die Faust. Ja, da war die Wand von Glas. Also dennoch ein Spiegel? Ein Spiegel, in dem sie sich nicht mehr fand ... Dieses Geheimnis war noch größer als das der Verdoppelung ... Aber nur eine Glaswand trennte sie von der Lösung des Rätsels: hinein! hindurch!

Es klirrte, aber niemand hörte es.

Erst am Morgen, um neun Uhr, kam die Zofe mit der Schokolade. Das Brett fiel ihr aus den Händen. Denn ihre Herrin lag vor dem zertrümmerten Spiegel in einer Blutlache. Die Scherben hatten ihr die Schläfen aufgeschlitzt, die Pulsadern, den Hals. Als hätte sie sich, mit dem Kopf voran und mit erhobenen Armen, wie eine Schwimmerin im Sprunge, in die geheimnisvolle Fläche des Spiegels gestürzt. Sie war längst tot, und ihr Gesicht trug einen hoffnungslosen, sehnsüchtigen, tief schmerzlichen Ausdruck.



Bildnis
Gemälde von Ernst Heilemann

(Zu dem Aufsatz von Ludwig Sternaux)



Der Leutnant

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Der Leutnant war erst zwanzig alt,
Er trug das Koppel enggeschnallt,
Im Auge eine Scherbe.
Und lachte gern und lachte breit
Und sprach: „Ick hab' noch lange Zeit
Bis ick im Kriege sterbe!“

War einmal so recht dicke Luft,
Der Hauptmann schnell den Leutnant ruft.
Der blickt in das Geplautze:
„Die fürchten sich vor einem Witz,
Sie schießen, gloobe ick, Potz Blitz,
Direkt uff meine Schnauze!“

Die Landser lachten wieder dann,
Da war genommen schnell der Bann
Von den befunkten Leuten.
Und sang er dann im Unterstand:
„Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“
Die Kerls sich diebisch freuten.

Doch einmal hat es ihn erwischt.
Er meinte zwar: „'s ist weiter nischt!“
Blieb aber wie tot liegen.
Doch lag er auch im Lazarett
Drei Monat fest und stramm im Bett:
Der Tod konnt' ihn nicht kriegen.

Und schon nach einem halben Jahr
— Er humpelte ein wenig zwar —
Stand wieder er im Felde:
„Mit Krankensold so lange? — Nee!
Den Durchfall kriegt mein Portmonnäh
Bei meinem bißchen Gelde!"

Mit den Moneten stand es faul:
Er wettete auf jeden Gaul,
Schickte den Mädeln Rosen.
So war denn abgeschabt der Latz,
Die Bluse kaum mehr ein Ersatz
Und abgewetzt die Hosen!

Er sagte lachend: „C'est la guerre!
Nu habe ick bald jar nischt mehr!
Und hier gibt's keinen Schneider!
Ick möchte mal uff Urlaub jehn
Zu meiner Braut, Jott, wär' dat scheen!
Doch wie wird's mit die Kleider?"

Das war grad' als im Priesterwald
Es seit dem Morgen schon geknallt
Wie nicht in allen Kriegen!
Er sprach: „Nu schießen sie sich ein,
Die müssen unterrichtet sein,
Wo unsre Knarren liegen!"

Die „Knarren" waren recht hübsch groß,
Wer nähme sie wohl auf den Schoß,
Die dicken Feldhaubitzen!
Der Hauptmann sprach: „So lang die stehn,
Darf keiner mir auf Urlaub gehn,
Ihr bleibt bei den Geschützen!"

Wie Einschlag da auf Einschlag kracht,
Der Leutnant mit der Scherbe lacht:
„Wat soll dat wieder heißen?
Nu Kanoniere jebt Kattun:
Deckt euch, wat könnt ihr anders tun!
Die wer'n noch wat zerschmeißen!"

Hui sind sie da im Unterstand!
Der Leutnant keinen Platz mehr fand,
Er mußte draußen bleiben.
Er rief: „Na jut, dann werd' ick schaun,
Wieviel sie von den Dings zerhaun,
Darf keinen Mann vertreiben!"

Der Hauptmann aber schnappte ein:
„Woll'n Sie gleich in die Deckung 'rein!"
Er fraß ihn mit den Blicken.
Der Leutnant sprach: „Ick will nur sehn,
Ob ick bald kann uff Urlaub jehn,
Denn eens is schon in Stücken!"

Die Erde zittert, brüllt und bebt.
Da draußen keiner mehr wohl lebt.
Der Leutnant ist verloren.
Die Kanoniere sehn sich an:
Der Leutnant ist ein toter Mann,
Der ward umsonst geboren.

Da plötzlich wird es jählings still.
Ist keiner, der hinaussehn will,
Ob der noch lebt da oben?
Der Leutnant steckt den Kopf herein:
„Die Knarren, die sind kurz und klein,
Der Urlaub wär' jeschoben!"



Ernst Heilemann

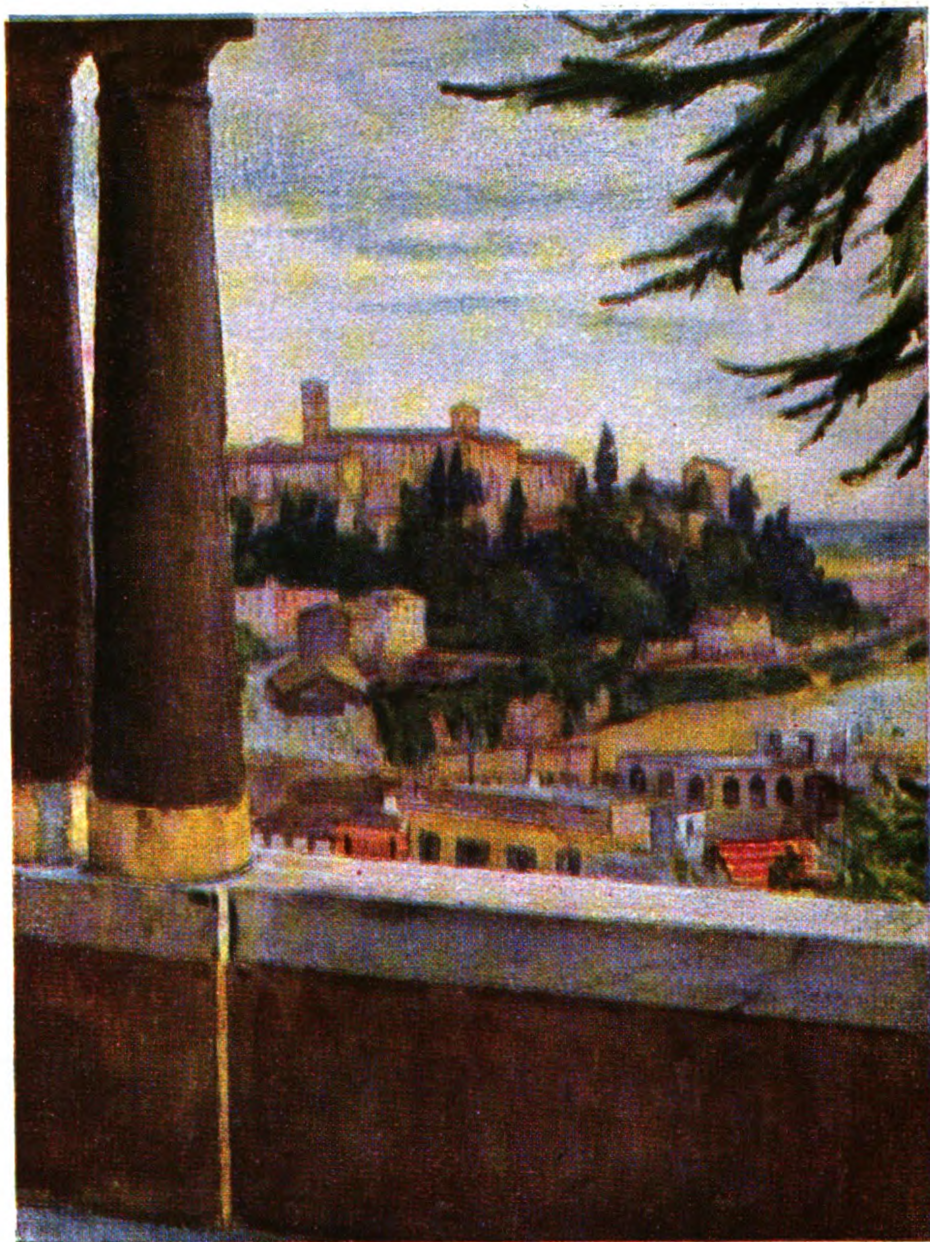


Von Ludwig Sternaux

Zwei Ateliers hat Ernst Heilemann. Sie deuten im Symbol sein Wesen. Das eine schließt sich unmittelbar an die schöne, ungewöhnlich reiche Wohnung an, zu der der Künstler das oberste Stockwerk eines üblichen Berliner Mietshauses ausgestaltet hat. Schon diese Wohnung ist eine kleine Überraschung. Nicht wahr, man glaubt zu einem Bohémien zu kommen, glaubt eine Dachkammer zu finden mit eisernem Ofen, gebrechlichen Möbeln, verstaubten Skizzen, kurz, dem gewöhnlichen Schurrmurr einer solchen Künstlerbehausung, und sieht sich plötzlich in Räumen, die nicht nur in ihrer Ausstattung ein überraschend feines Stilempfinden, sondern auch in all und jedem einen gediegenen Reichtum verraten ... steht, fast befangen, in einem zierlichen Rokoko-Salon, in dem der Duft galanter Abenteuer zu schwingen scheint, und schaut durch breite Türen in eine Flucht von Zimmern, die wohligstes Behagen atmen. Es ist das Heim eines Kunstfreundes, der Edelgut verklungener Jahrhunderte schön und feinfühlig in den eleganten Rahmen einer modernen Wohnung einzufügen weiß. Und so ist auch das Atelier, in das man aus dem großen, in italienischem Barock möblierten Speisezimmer tritt, mehr Wohnraum als Werkstatt. Es ist ein heller, vielfenstriger Saal, in heiteren Farben gehalten. Dunkelblaue Seidenvorhänge dämpfen das Licht, den Boden bedeckt grauer Samt; zitronengelbe Ledermöbel geben dem Ganzen eine etwas bizarre Note, ein prunkvoller Steinkamin, Kunstgerät und Kunstwerke allerart, ein kostbarer Flügel, die Teppiche und das Gold der Bilderrahmen sprechen die Freude des Besitzers an gediegener Pracht aus. Hier malt Heilemann, und wie die Bilder auf den Staffeleien und die Kartons ringsum von seiner gegenwärtigen Arbeit erzählen, so von der vergangenen die Gemälde an den Wänden. Es sind alles Bilder von ihm selbst. Von ihnen kann er sich



Selbstbildnis
Zeichnung von Ernst Heilemann



Blick auf den Aventin. Erinnerung an Rom
Aquarell von Ernst Heilemann

nicht trennen, und wie in einem Museum veranschaulichen sie den Gang seiner Entwicklung von frühen Anfängen an bis hinauf in die Zeit der Reife.

Das andere Atelier aber ist wirklich eine Dachkammer, wenn auch eine recht geräumige, nur von dem Bohémien, als den man sich den Künstler unter dem Einfluß Gott weiß welcher Vorstellungen komischerweise dachte, merkt man auch hier nicht viel. Denn wenn der Anthracit-ofen und die obligate Atelier-Chaiselongue auch nicht fehlen, so macht der Raum doch einen fabelhaft ordentlichen Eindruck, wirkt eigentlich gar nicht ‚malerisch', sondern erinnert eher an ein recht nüchternes Arbeitszimmer. Und das ist er ja auch. Denn hier zeichnet Heilemann, hier entstehen die bekannten, oft gewiß recht oberflächlichen, oft aber auch nachdenklich stimmenden Zeichnungen und Karikaturen für die „Lustigen Blätter", denen er seinen Ruhm als Illustrator verdankt. Studien und Skizzen bedecken die kahlen Wände, an dem einen Fenster steht der schräge Zeichentisch, am andern, dem riesigen Thöny-Bildnis gegenüber, ein Diplomatenschreibtisch, der mehr wie der eines fleißigen Gelehrten anmutet, denn wie der eines ‚leichtsinnigen' Künstlers. Ein kleines Regal beherbergt Nachschlagewerke, Zeitschriften, Photos, Skizzenbücher ... eine Art Archiv, das dem künstlerischen Chronisten der ‚Lustigen Blätter' erlaubt, den wechselnden Tagesereignissen jederzeit mit eigenen und fremden Erinnerungen zu folgen.

Dieser Bodenraum sieht nicht so aus, als ob er seinem Herrn schon übermäßig viel vergnügte Stunden geschenkt hätte — ganz zu schweigen gar von den mehr oder weniger verschwiegenen Festen, die man solchen Künstlerateliers so gerne andichtet! Hier wird eben nur gearbeitet, jede Woche einmal, wie es der Vertrag mit den ‚Lustigen Blättern' erfordert (nicht wahr, Ernst Heilemann?), und wenn nicht hier ein zarter, pikanter Akt, dort ein entzückender Bulldoggkopf und über der Chaiselogue die Landschaften etwas Farbe und Glanz in den ernsten Raum brächten, man könnte fast ein wenig traurig werden ...

Aber da fällt die blechbeschlagene Tür hinter einem zu, ein kleiner behaglicher Witz des Künstlers klärt vor-

teilhaft die Situation, man geht eine Treppe tiefer, und eine andere Welt tut sich wieder auf . . . die Welt seines schönen, warmen Ateliers, in der alles Glanz und lichte Lebensfreude ist, die Welt, in der Ernst Heilemann ganz das sein darf und ist, was er allein mit Leib und Seele ist: der Maler, der nicht im Frondienst steht, sondern nach eigenem Gutdünken im Reich seiner Kunst schaltet und waltet. Denn hier ist er immer Herr, dort vielleicht nur — Knecht.

ꕥ ꕥ ꕥ

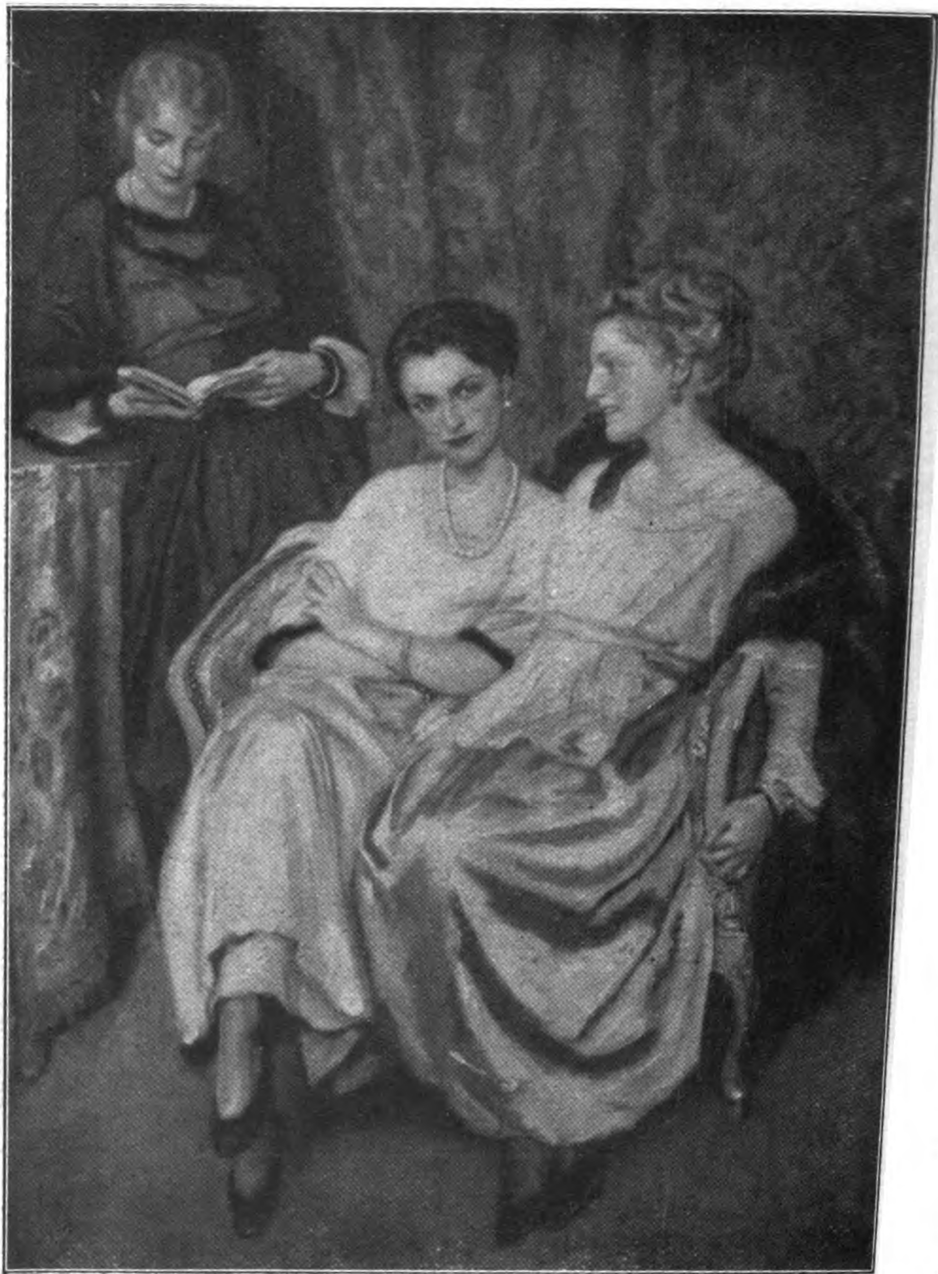
Zwei Ateliers, zwei Seelen. Das alte Goethewort tritt auf die Lippen. Aber es stimmt hier doch nicht so ganz. Dazu sind sich Maler und Zeichner in Heilemann zu eng verwandt, dazu bedingt der eine zu sehr den andern, die Wechselbeziehungen zwischen beiden sind zu lebhaft. Es könnte ja auch gar nicht anders sein. Denn schließlich müssen die malerischen Qualitäten des Künstlers irgendwie in seinen illustrativen Arbeiten in Erscheinung treten, die zeichnerischen irgendwie in denen des Malers. Und da er obendrein durch seine Tätigkeit als Illustrator eigentlich erst auf das Gebiet des Frauenbildnisses geführt worden ist, auf dem er neuerdings so stark hervortritt, so ist es natürlich, daß man hier auch beim Maler die liebenswürdige, oft leicht süßliche Note findet, die dem großen Publikum in seinen Zeichnungen so gefällt, andere so stört. Aber im großen und ganzen ist der Maler doch ein ganz anderer Kerl als der Illustrator, und es bleibt nach wie vor verwunderlich, wie sich ein Künstler von dieser Begabung dazu verstehen konnte, an seinem großen Talent derartig Raubbau zu treiben. Denn daß die Tätigkeit als Illustrator seine künstlerische Entwicklung nicht gerade günstig beeinflussen konnte und beeinflußt hat, ist klar. Heilemann selbst ist sicherlich der letzte, der das nicht wüßte, — ob er es allerdings vorausgesehen hat, als er sich als Fünfundzwanzigjähriger der Illustration verschrieb, es überhaupt voraussehen konnte, ist eine andere Frage. Und es müssen immerhin triftige Gründe gewesen sein, die ihn damals zu diesem schweren Entschluß gebracht haben.

ꕥ ꕥ ꕥ



Stilleben

Gemälde von Ernst Heilemann



Bildnisgruppe
Gemälde von Ernst Heilemann

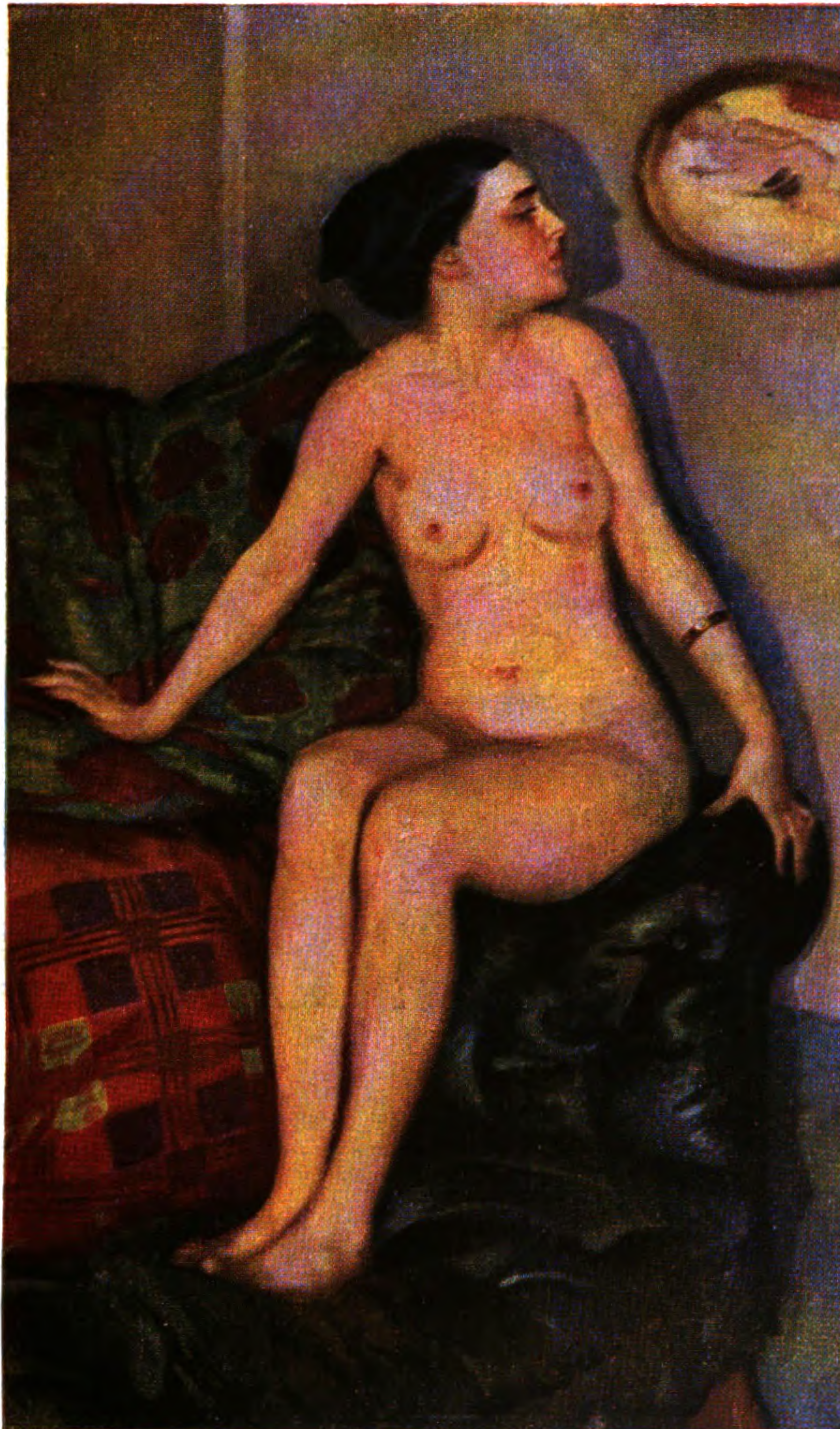
Heilemann ist Berliner. Er ist 1870 in der Reichshauptstadt geboren, sein Vater war hier Kaufmann. Ob er von Hause aus vermögend gewesen ist, weiß ich nicht. Ich vermute: nein. Zumindest kann das Vermögen nicht erheblich gewesen sein und ist wohl auch in den bewegten Studienjahren draufgegangen. So sah er sich, wie jeder Künstler, den das Schicksal nicht von vornherein auf Rosen gebettet hat, schon in frühen Jahren vor die Alternative gestellt, entweder seinem künstlerischen Ehrgeiz zuliebe die üblichen Entbehrungen auf sich zu nehmen oder dem Publikum zum Schaden seiner Kunst Konzessionen zu machen. Alles beides lag ihm nicht. Heilemann ist nämlich sozusagen mit der Bügelfalte auf die Welt gekommen. Er ist ein eleganter Mensch und wird es in jüngeren Jahren eher mehr denn weniger gewesen sein. Ein Leben der Entbehrungen wäre für ihn mit seinem ausgesprochenen Hang zum Luxus und seinen kostspieligen Neigungen eine ständige Qual gewesen, die nur zermürbend gewirkt hätte. Den anderen Ausweg aber zu wählen, verbot ihm sein Künstlerstolz. Was war also zu tun? Äußere Umstände, durch eine Herzensangelegenheit noch schwieriger gestaltet, drängten zur Entscheidung, ein Ausweg aus dem Dilemma mußte gefunden werden. So entschloß er sich kurzerhand, zur Illustration überzugehen. Das war um 1895 herum. Die Wahl ist ihm sicherlich nicht leicht gefallen. Wenn er selbst auch im frohen Überschwang der Jugend sich kaum recht klar darüber gewesen sein mag, was alles er im Grunde damit aufgab, auf was alles er damit Verzicht leistete, so wird es doch an warnenden Stimmen im Kreise der Freunde und Gefährten, vielleicht auch an Empörung über den gewagten Schritt nicht gefehlt haben. Die Illustration als solche erfreute sich ja damals, zumal in akademischen Kreisen, bei weitem noch nicht des Ansehens, das sie jetzt genießt. Andererseits aber winkten dem Unbemittelten hier plötzlich Einkünfte, die ihm für Jahre hinaus ein sorgloses Leben verbürgten und ihm, wie er wohl hoffen mochte, auch die Möglichkeit geben würden, als Maler nunmehr ganz seinen Neigungen leben zu können, ohne ängstlich darauf bedacht sein zu müssen, ob seine

Bilder gefielen oder nicht gefielen. Und gerade das mag ihm, dem alles, was Schule, Mode oder Richtung hieß, so unendlich gleichgültig war, auch verlockend erschienen sein.

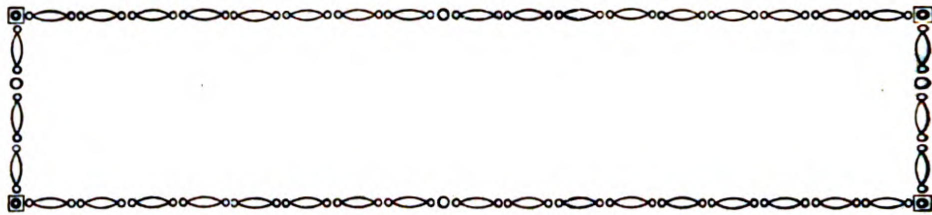
So wurde er also Illustrator, und er hat als solcher rasch Anerkennung und Ruhm gefunden. Seine frische, unbekümmerte Art gefiel, in der Wahl der Mittel, dies Gefallen zu erwerben und zu erhalten, war er auch nicht engherzig, und wenn er sich auch nicht zu regelrechten Konzessionen an seine Auftraggeber und das Publikum verstand, so paßte er sich immerhin doch gern aus Klugheit deren Geschmack an. Und er tat schließlich damit nichts anderes als viele bekannte Schriftsteller, deren Namen trotzdem durchaus guten Klang haben.

Aber die Zeit ging hin, und was jüngeren Jahren ein leichtes schien, empfindet der bedächtiger gewordene Mann, der hart an der Schwelle der Fünfzig steht, nun schon lange als Fessel. Wohl haben ihm die reichen Einkünfte aus seiner illustrativen Tätigkeit manche Annehmlichkeit verschafft, sie haben ihm erlaubt, ein Leben zu führen, wie es nur wenigen Künstlern vergönnt ist. Aber seine Kunst ist bei alledem doch wohl ein wenig zu kurz gekommen. Innere Befriedigung hat ihm die Tätigkeit als Illustrator, so gewinnbringend sie auch immer war, nie bereitet, und der billige Ruhm, den sie ihm so mühelos geschenkt, hat ihn vielleicht eitel, aber nicht froh gemacht. Sicherlich hat es in den vergangenen Jahren wiederholt Augenblicke gegeben, wo Heilemann, zumal, nachdem er als Porträtmaler in Ruf und Mode gekommen, sich in der Lage befunden hat, die lästige Fessel abzustreifen und ganz der Malerei zu leben ... sicherlich! Aber inzwischen waren die Ansprüche, die er an das Leben stellt, bereits wieder gewachsen, was einstmals die Einnahmen des Illustrators mit Leichtigkeit deckten, dafür reichten jetzt kaum die des Illustrators und die des Malers zusammen aus, und so blieb eben alles beim alten.

Im übrigen ist er nach wie vor der immerfrohe Mensch und Künstler, der dieses schöne, wilde Leben, wie Dehmel es nennt, bis auf die Neige auskostet, der an der Seite von Frau und Tochter glücklich ist und sich nicht



Aktstudie. Gemälde von Ernst Heilemann.

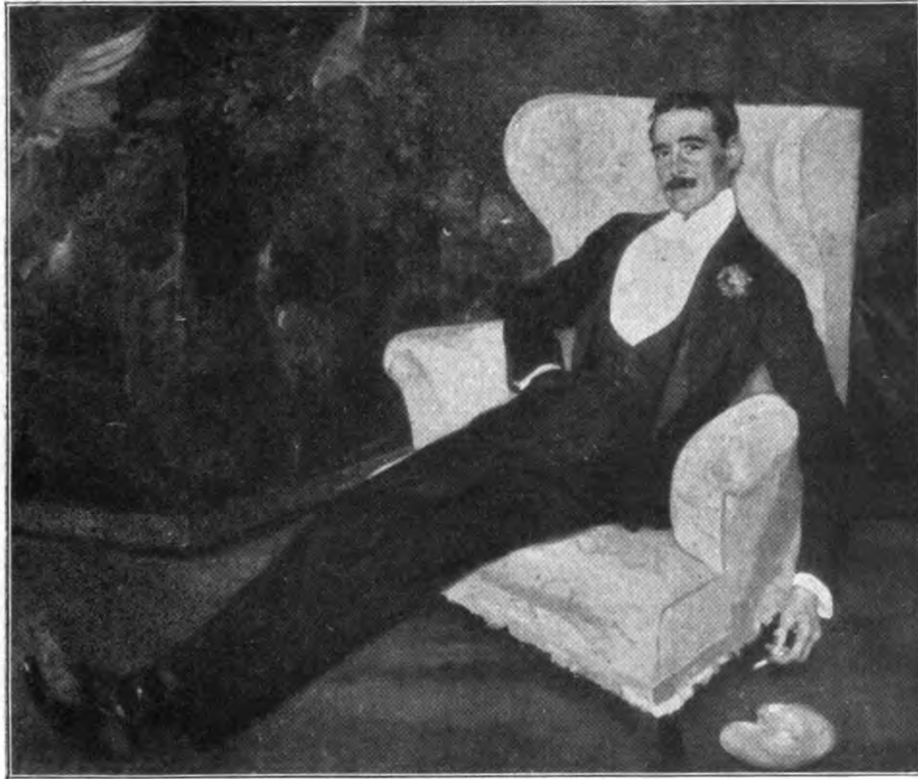






Stilleben

Gemälde von Ernst Heilemann



Bildnis des Malers Eduard Thöny
Gemälde von Ernst Heilemann



Natale. Erinnerung an Rom
Ölstudie von Ernst Heilemann

allzuviel Kopfschmerzen macht über Ruhm und Nachruhm. Er gesteht das selbst unumwunden zu. Die Kunst bedeutete ihm in der Tat nicht viel, wenn sie nicht nebenbei Mittel zum Zweck wäre, — daß er sie in diesem Sinne meistert, darauf ist er stolz. Warum auch nicht? Daß es Leute gibt, die deshalb über ihn die Achseln zucken, weiß er. Es läßt ihn kalt. Sein Wunsch ist nur, sie möchten anerkennen, daß er trotzdem Gutes geschaffen hat, trotzdem ein ebenso ernster Künstler ist wie viele andere, trotzdem, in höherem Sinne, keinen Verrat an der Kunst begangen hat.

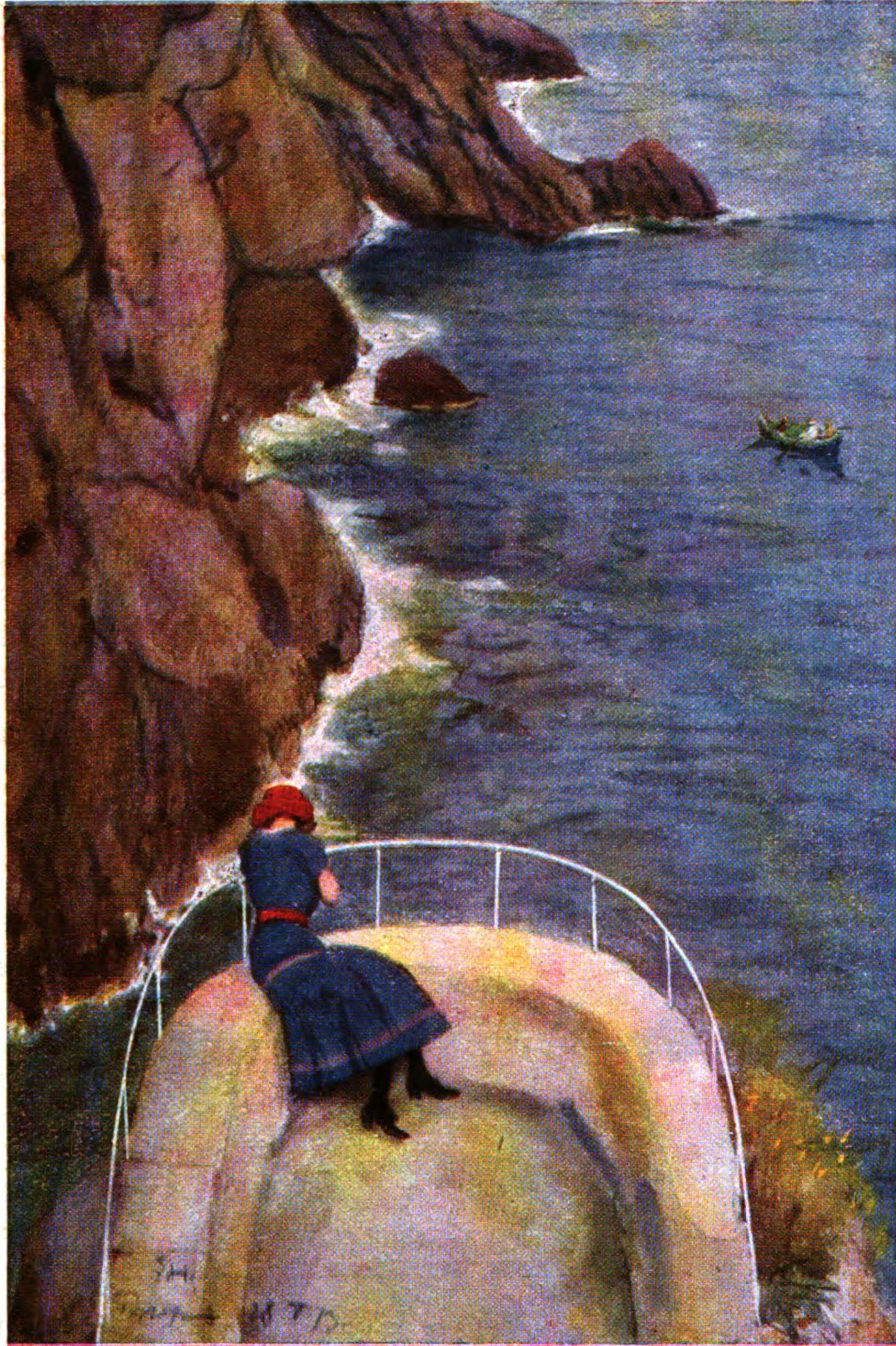
※ ※ ※

Heilemann ist Autodidakt. Den Jungen zwang die innere Not zur Malerei. Schon der Fünfzehnjährige sitzt im Kupferstichkabinett und kopiert Dürer. Auf die Handzeichnungen Dürers folgen die alten Meister. Mit siebzehn Jahren ist er in der Akademie und erhält Preise. Seine ganze Liebe gilt der Kunst Leibls. Der Eindruck, den dieser auf ihn gemacht hat, muß außerordentlich tief gewesen sein, denn noch Arbeiten aus dem Anfang der neunziger Jahre, vor allem die ganz in dunklen Tönen gehaltenen Bildnisse seines Vaters und seiner Mutter, verraten Leiblsche Einflüsse. Auch ein „Ciocciare" von 1889 (der sich übrigens merkwürdig mit einem „Umbrischen Bauer" aus viel späterer Zeit berührt), ein köstliches kleines Bild von delikatem Reiz, spricht davon. Auf Leibl folgt dann Trübner, und wenn ich mich auch nicht entsinne, Bilder Heilemanns aus diesen frühen Jahren gesehen zu haben, die an diesen erinnerten, so ist der Einfluß des Karlsruher Meisters unverkennbar in den Landschaften Heilemanns, die deutsche Motive behandeln.

Die Berliner Akademie ist jedoch nur ein Intermezzo, ein Intermezzo, das kaum Spuren hinterlassen hat. Da wird Italien Ereignis. Eine Wanderfahrt mit Freunden, abenteuerlich genug, schenkt ihm das Land der deutschen Sehnsucht und schenkt ihm Träume und Erinnerungen. Feuerbach schmeichelt sich ihm hier ins Herz, unverlierbar. Aber alles in allem ist Italien nur Etappe, richtig entdeckt hat er es erst später. Auch München, das sich anschließt, ist nur kurze Station. Der Frühling 1890 findet

ihn bereits, krank heimgekehrt, wieder in Berlin — der Wandertraum ist aus, der Alltag hat das Wort. Porträts bringen die Mittel, die der Verwöhnte braucht, um seine Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Die mondäne Gesellschaft Berlins, in der er sich gerne bewegt, sitzt bewußt und unbewußt Modell, die elegante Halbwelt gibt seinem behenden Zeichenstift willkommene Typen. Der Illustrator beginnt sich in ihm zu regen, Leibl, Trübner, Feuerbach sind vergessen, der bunte Tag, die heiß durchschwärmte Nacht triumphieren. Die Friedrichstraße, die einst des Knaben erste Spiele sah, wird den scharfen Augen des Flaneurs Augenweide und tausendfache Anregung. Diese Augen sehen alles, und was das Skizzenbuch nicht schwarz auf weiß festhält, bleibt als Erinnerung haften ... ich glaube, der Zeichner Heilemann zehrt noch jetzt gelegentlich davon. Getreuer Spiegel des Erlebten aber sind die unzähligen galanten Bilder, die die ‚Lustigen Blätter' und der ‚Simplizissimus' in den ersten Jahren seiner illustrativen Tätigkeit gebracht haben, und man mag über diese Bilder denken wie man will — ihre bei allem Raffinement natürliche Frische, die Schärfe der Beobachtung, den Blick für das Wesentliche, die flotte, oft allerdings auch flüchtige Handschrift muß auch der Gegner anerkennen. Daß Heilemann in diesen Zeichnungen sich nicht als Sittenrichter aufspielt, im Gegenteil: Gefallen an diesen etwas üppigen, offensichtlich immer sehr gesunden, von keinerlei Gedankenblässe angekränkelten Frauengestalten zu haben scheint, die er als ‚Typ' herausgebildet hat, wer wollte ihm das übelnehmen? Die Rolle des Sittenrichters, des ‚bitteren' Karikaturisten liegt ihm überhaupt nicht. Außerdem hätte sie auch nicht den Aufträgen entsprochen, an die er sich zu halten hatte. Es ist möglich, daß Reznicek, den man so gerne auf seine Kosten lobt, derartiges zarter, Thöny es mit mehr Kultur in Auffassung und Ausführung gegeben haben ... Heilemann ist eben Berliner, und der Berliner ist von Hause aus an sich derber und nennt die Dinge gern beim richtigen Namen.

Der Reichshauptstadt ist Heilemann dann treu geblieben. Die Gefahr lag nahe, daß er, von seinen schnellen



Bei Portofino. *Studie von Ernst Heilemann*



Bildnis von Frau Professor Cramer
Gemälde von Ernst Heilemann

Erfolgen als Illustrator verführt, sich in solchen Arbeiten verplemperte, wie man so sagt. Das ist aber nicht der Fall gewesen, und es ist bezeichnend für den tiefen Ernst, mit dem er als Maler schaffte, daß er Motive wählte, die von denen des Illustrators tatsächlich durch Welten getrennt waren. So gibt es aus jener Zeit ein wundervolles Kirschen-Stilleben, das mit zu seinen besten Arbeiten gehört, es gibt ein ganz in gedämpften Farben gehaltenes Interieur, das stark an den frühen Liebermann erinnert: ein Ausschnitt aus einer kleinbürgerlichen Kneipe, und wie da auf dem halb sichtbaren Schenktisch die Flaschen und Gläser im letzten Licht des Tages flammen, wie da ein alter Mann im Winkelschatten kauert, das ist ganz prachtvoll gesehen ... und hat gewiß nicht viel zu tun mit jenen Szenen, die er als Illustrator zu zeichnen hatte.

Diese Vorliebe für stille Motive hat ihn auch weiter begleitet; je mehr der Illustrator sich in den Dienst des lauten, bunten Tages gestellt sah, um so leidenschaftlicher suchte der Maler das Ruhige und Verhaltene. So stellt er seine Gattin auf einem schmalen Hochbild in dunklem Kleide vor ein dunkles Gobelin, nur das Gesicht und die Hände und ein wenig Weiß am Hut leuchten matt heraus und verstärken im Kontrast noch den Eindruck der sanften Ruhe, den das Bild atmet; es ist wie ein sanftes Lied am Abend, doppelt rührend im Reize der verschollenen Mode. Gleiche Ruhe liegt auch über den zahlreichen Landschaften und Stilleben, die im Laufe der Jahre entstanden sind. Sie spiegeln vielleicht auch am reinsten und schönsten das wider, was der Maler Heilemann als Künstler eigentlich bedeutet. Besonders schön sind einige Blumenstücke aus Italien, die auch dekorativ von ungewöhnlichem Reiz sind, und aus den letzten Jahren ein Fruchtkorb und eine Fruchtschale, die es durchaus mit den vielbewunderten Stilleben eines E. R. Weiß aufnehmen können und vielleicht gerade deshalb auch so sehr an Cézanne denken lassen. Auch die Landschaften aus Italien, zumal der von leiser Melancholie überflogene ‚Novembertag in Umbrien' mit der schreitenden Frauengestalt, ein Kabinettstück moderner Malerei, der duftige ‚Blick auf den Aventin' und die koloristisch reiz-

volle Küstenpartie ‚Bei Portofino', haben eine ganz eigene Note. Immer aber muten die Landschaftsbilder Heilemanns nur wie Versuche an; der Künstler gibt sich in ihnen nicht aus, er spielt, er tändelt mit seiner Kunst, sie bedeuten ihm jedenfalls nichts Wesentliches — was auf der anderen Seite nicht hindert, auch hier die starke dekorative Wirkung anzuerkennen, die z. B. in einer ganz auf Rot und Gold gestimmten Herbstlandschaft, einem Schloßpark aus Pommern, bis zum Plakathaften geht. Und deutlich sieht man hier wieder die Fäden, die zu dem Illustrator überleiten ...

⌘ ⌘ ⌘

Und so bleibt nun nur noch Heilemann als Bildnismaler. Ohne Zweifel hat er eine ganz besondere Begabung für das Porträt, das prägt sich vielleicht noch stärker in den Herrenbildnissen aus als in denen der Frauen. Seine Porträts von Ludwig Thoma und Franz Christophe, seine Selbstporträts, die großen Bilder von Thöny und Ignatius Taschner sind ganz ausgezeichnete Arbeiten, die nicht nur im Technischen hervorragen, die auch in der Charakterisierung, im Erfassen des Seelischen, in der Spiegelung der Persönlichkeit reife Kunst sind. Nicht ganz das Gleiche gilt von den Frauenbildnissen, aber es tritt hier ein Neues hinzu: der sinnliche Reiz, den diese atmen. Das hängt wohl damit zusammen, daß der Künstler sich hier viel mehr als der moderne Nervenmensch gibt, den seine Illustrationen da, wo sie gut sind, auch so sehr verraten. Zuckendes, atmendes Leben sind diese Bilder, jedes einzelne, vielleicht unbewußt, ein sinnliches Erlebnis, das Farbe geworden, Glanz und Verführung, und so hat man Heilemann doch wieder nicht mit Unrecht einen unserer besten Frauenmaler genannt. Man kann ihn natürlich nicht mit Albert v. Keller vergleichen und nicht mit Klimt. Beide sind eigenartiger. Heilemann ist mehr gutes Niveau. Aber Ähnlichkeiten sind immerhin da, und sieht man sich etwa den kleinen preziösen Akt an, der diesen Zeilen u. a. als Schmuck beigegeben ist und den ich für eines der reizvollsten Bilder Heilemanns überhaupt halte, so wird ohne weiteres deutlich, was ich meine. Dieser



Kriegsidyll aus dem Osten. *Aquarell von Ernst Heilemann*



Bildnis von Prof. Ignatius Taschner
Gemälde von Ernst Heilemann
(Im Besitz der Stadt Berlin)

blasse Körper atmet, gibt Wärme, man ahnt die Gluten, die in ihm schlummern. Ein Porträt? Vielleicht! Profil und Haaransatz erinnern an die Schauspielerin Maria Orska — aber das Bildchen ist entstanden, ehe denn Berlin noch von der Orska wußte. Und das ist überhaupt das Merkwürdige für mich an Heilemanns Frauen: sie mögen in Samt und Seide, in Tüll und Spitzen, in Schneiderkleid oder Pelz gehüllt sein, sie sind nur verhüllt, und eigentlich sind sie alle Akte. Er hat unendlich viele Frauen gemalt, und wenn er selbst es auch nicht wahr haben will, daß ihn die Frau als solche zur Darstellung reizt, was stimmen mag, so ist es doch merkwürdig, daß er immer wieder Frauen malt. Und nicht nur im Auftrag! Und daß gerade einige Bilder von Frauen — so das entzückend duftige Porträt der Frau Albert Langen, in dem die Farben förmlich zittern, so das bekannte der jungen Frau des verstorbenen Kladderadatsch-Stutz als Rokokodame, so vor allem das der liebenswürdigen Schauspielerin Tilly Waldegg als Lola Montez, das durchaus ‚galeriereif' ist — seine besten Schöpfungen überhaupt sind, gibt doch auch zu denken. Nur eins fehlt diesen Frauen — die Seele! Sie sind schön, sie sind gewiß sehr ähnlich, sie sind verführerisch, sie leben, sie könnten aus dem Rahmen steigen zu Qual und Rausch, man könnte sich in sie verlieben — nur viel Seele haben sie nicht. Sie sind Staffage. Hier fehlt der Kunst Heilemanns ein letztes, also gerade das, was seine Herrenbildnisse mit ihrer geistigen Durchdringung so adelt. Nur in dem süßen, ganz in zartes Licht getauchten Kinderbilde, das des Künstlers Tochter Cornelia als kleines Mädchen darstellt und wohl sein bekanntestes Werk ist, schwingt etwas davon, trotz des leicht amerikanischen Gefühlsklimas, das in dem Bild zum Ausdruck kommt, und auch das anmutige Bildnis, das diesen Aufsatz als Titelbild des Büchleins schmückt, wirkt gerade in seiner träumerischen Beseelung so bezaubernd. Beides sind eben Bildnisse von des Künstlers einziger Tochter — vielleicht gibt das die Erklärung.

Fremde Einflüsse sind in all diesen Porträts kaum zu spüren. Als Heilemann, merkwürdig spät übrigens und

fast zufällig, denn er hat sich um die Kunst seiner Zeit nie viel gekümmert, Ende der neunziger Jahre in Paris die Impressionisten kennen gelernt hatte, schien sich das in seinen Arbeiten bemerkbar zu machen. Die Farbe wurde lebendiger, sprühender, funkelnder, der Ton duftiger, manches Bild aus dieser Zeit schimmert, als ob Silberstaub darüber gehaucht wäre. Auch die Auffassung wurde nervöser. Ein Musterbeispiel dafür ist das Bildnis der Frau Langen, das auch in der Komposition zu den glücklichsten Arbeiten Heilemanns zählt. Später mag man hier und da Anklänge an die großen englischen Maler finden, zumal an Gainsborough fühlt man sich oft erinnert. Das ist englische Mode, und der Aufenthalt in London und eine längere Reise nach Amerika, der Heimat seiner Gattin, mag so doch in mancherlei Beziehung auf ihn eingewirkt haben: die Vortragsweise ist ruhiger, der Ton gedämpfter, leider aber auch die Auffassung konventioneller. Das tritt besonders in Bildnissen der jüngsten Zeit hervor. Er spielt mit dem Pinsel, es macht sich da ein bedauerlicher Mangel an Kunstwillen bemerkbar, und seiner Kunst, die sich, bei aller schuldigen Anerkennung im einzelnen, im großen und ganzen nie durch ungewöhnliche Eigenart auszeichnete, drohen die Gefahren des Virtuosentums. Gewiß, so gut wie andere Modemaler unserer Zeit ist Heilemann als Porträtist immer, das ‚Niveau' bleibt stets gewahrt. Aber könnte er nicht besser sein?

⌘ ⌘ ⌘

Ja, könnte er nicht besser sein? Das ist die große Frage, mit der man jedesmal von ihm Abschied nimmt und die in der Erinnerung an das viele Gute und Schöne seiner Schöpfungen noch lange in einem nachschwingt. Das Zeug dazu hat er ohne Zweifel in sich, und seine eigenen Bilder aus früheren Jahren, die die Wände seines Ateliers schmücken und Tag um Tag mit immer gleicher stummer Treue auf ihren unermüdlich tätigen Schöpfer herabschauen, sind Mahnung und Warnung zugleich — sie sollten aber auch erneuter Ansporn sein. Denn niemand, Ernst Heilemann, ist man so tief verpflichtet als sich selbst und seiner eigenen Vergangenheit!

Der Stärkere

Novelle von Curt Moreck

Der Bildhauer Kritios sitzt in einem Raume, der von Steinblöcken ganz weiß ist. Scharfe Splitter und kantige Stücke des Steins bedecken den Boden. Es geht in den Abend. Kritios hat nur ein graues Gewandstück über seinen arbeitsheißen Körper geworfen. Die rechte Schulter mit dem Arm bricht, hart und stark, nackt aus den Falten heraus. Sein braunes Haar klebt um die Schläfen, dickbestaubt. Seine entzündeten Augen beißen sich starr an den Boden fest.

In der Raummitte, auf einem Sockel, steht eine Bildsäule, über die ein rotes Tuch geworfen ist. Die Falten lassen nur die Gebärde edler Aufgerecktheit erkennen. Die Enden zipfeln blutfarbig in den verstreuten Marmorstaub und über die herumliegenden Werkzeuge. Ein schwarzer Tonkrug hält frisches Wasser. Kritios taucht einen Schwamm hinein und saugt ihn aus. Mit den nassen Fingern streicht er über die Augenlider. Er legt die Hand an die Schläfe und wartet. Es pocht an die Türe. Kritios rührt sich nicht. Die Türe wird geöffnet. Aristogeiton tritt herein und umarmt den Freund.

„Du kommst zu mir, Aristogeiton?“

„Dich wundert, daß der Freund zum Freunde kommt?“

„Nein, nein. — aber ich habe so lange keine Menschen mehr gesehen.“

Er stemmt den Fuß auf einen Steinblock. Aristogeiton lauscht nach der Türe. Dann legt er den Arm um des Kritios Schulter.

„Ich habe Eile, Kritios. Ich kann nicht lange bleiben. — Die Wache wollte mich gar nicht zu dir lassen.“

„Sie wollte nicht? — Aristogeiton, ich bin freier als alle — und ich bin nicht frei.“

„In welcher Zeit leben wir, daß die Macht eines einzelnen so groß sein darf, dem Künstler die Freiheit zu nehmen!“

„Laß das! Ich will nicht daran denken. — Und meine Freiheit ist anderer Art ... Was wolltest du bei mir, Aristogeiton?" —

Aristogeiton steht nahe bei ihm. Er spricht dicht vor seinem Gesichte: „Der Tyrann kommt!"

Kritios hebt den Kopf. „Heute? — Ich habe ihn erwartet."

„Du hast es gewußt, Kritios?"

„Nein. — Aber ich habe ihn dennoch erwartet."

Aristogeiton, hell, mit Betonung: „Du hast ihn erwartet ... Darf ich das Wort nach meinem Sinne deuten? — O, dann sollst du gelobt sein und von den Göttern gesegnet, Kritios."

Kritios schüttelt den Kopf, abwehrend: „Mit dir und deinen Gedanken haben meine Worte nichts zu schaffen, Aristo. Ich bin deinen Gedanken und Zielen in dieser Stunde ferner denn je. Wenn du um deiner Pläne willen heute zu mir gekommen bist, dann gehe; denn, mein Freund, ich kann euch, die ihr in diesem Augenblicke auf mich hinschaut, wie auf euren Arzt, wenn ihr krank seid, nichts geben."

Er hat sich abgewandt auf einen Block gesetzt. Aristogeiton tritt zu ihm, über seine Schulter weg, ihm die Hände auflegend: „Kritios, hast du denn alles vergessen!? Hat die Gefangenschaft denn alles Erinnern in dir ausgelöscht? — Empfindest du nicht den Raub, mit dem der Tyrann dich verletzte; nicht mehr die Schmach, die er dir nachwarf, als du trauertest?! — Hast du vergessen?"

Kritios senkt das Gesicht in die aufgestützte Hand.

„Ich weiß es nicht ... An alles kann man denken und hat vielleicht doch vergessen ..."

„So laß mich es neu einritzen in dein Hirn, Kritios. Die Geliebte hat er dir fortgerissen und dem Tode hingeworfen, einem schmählichen Tode; dich hat er in Gefangenschaft genommen, Männer mit Waffen vor dein Haus gestellt, damit du nicht entrinnen kannst; wie dem gemeinen Verbrecher tut er dir. Du sollst das Gesicht deines Schmerzes in den Stein graben, daß er sich daran

weiden kann; daß er endlich den Triumph über dich fühlen kann — der Wicht, der Feigling, über dich, du Hoher, der du ihm stets entgangen bist. Auf deinem Wege konnte er dir nicht begegnen; da zerrte er dich mit List auf den seinen, der Narr, der mit dem Schicksal spielt, bis es ihn zerbricht. — Und heute kommt er zu dir hierher. — Ich möchte so mit ihm stehen, auf einem Boden. Für diesen Augenblick würfe ich gern mein ganzes Leben hin. — Er kommt zu dir — und vielleicht ist er allein."

Kritios richtet sich auf. Über Aristogeiton wegsehend: „Er wird allein sein — und ich bin allein — und es wird vielleicht einer von uns sterben — wenn die Götter es wollen . . ."

Der Freund sinnt. Plötzlich, mit Hoffnung: „Kritios, ich verstehe dich — und verstehe dich nicht. Du sprichst dunkel wie ein Orakel. Gib mir ein Wort, ein wasserklares Wort, an das ich mich halten kann, das einem nicht zerfließt, wenn man nach dem Sinne sucht. Gib es mir, daß ich's den Freunden bringe, die danach hungern. Und wenn die Tat getan ist, mag es hinflammen über die Stadt und deinen Namen einbrennen in die Nacht. — Sieh, wir demütigen uns vor deiner Kunst, wie vor den Göttern; so groß ist sie und bist du in ihr; aber mit diesem Schlage, der dein Meisterschlag sein würde, wüchsest du über dich hinaus, Kritios."

Kritios, abwehrend: „Ich fürchte die allzuhohe Höhe . . . Eine Wollspinnerin, wie meine Mutter war, und ein Weinbauer, wie mein Vater, zeugen keinen Halbgott. Wenn ich meine Adern anbohre, fließt mein Blut aus, wie das Wasser aus diesem Kruge, so du ihn umstößest. Und ich lebe nur durch mein Blut. — Ich bin, um zu schaffen. Zeugen kann ich. Sieh diese Wände an! Ich und der Stein, wir haben Geschöpf um Geschöpf geboren mit Schmerzen und Qualen. Bis zur Ermattung haben wir beide miteinander gerungen, bis das Leben da war, das Geschöpf." Er betrachtet seine schmutzige, zerschundene Faust: „Es ist eine Welt aus ihr hervorgegangen . . . Ich kann Leben schaffen — aber ich kann nicht töten, Aristo."

Aristogeiton heiß und ausbrechend, lauter, als es die Gefahr des Ortes rät: „Ich kann dich nicht begreifen, Freund. Wenn ich den Schwertgriff in der Hand fühle, denke ich nichts, als die Tat, die heiß und reif ist. — Komm, nimm den Hammer auf. So, schwinge ihn hoch! Laß ihn auffliegen, wie den Adler, der über den Olymp krächzt. — Jetzt reiß ihn hinab, auf den Stein. Es muß etwas in Stücke gehen. Und sieh auf deinen Arm. Sieh, wie das zuckt und springt, wie das sich strafft und zerstören will: das ist Tat. Sieh auf deinen Arm und tu's, Kritios!"

Aristogeiton hat den Ärmel seines grünen Gewandes zurückgeschlagen. Eine Spange aus glänzender Bronze spannt um seinen gebräunten Arm.

Kritios läßt den schweren Holzhammer, den er ergriffen hatte, zu Boden fallen. Er schüttelt den Kopf, lächelnd: „Meine Schläge treffen nicht."

Aristogeiton spricht ihm anfeuernd zu: „Ich sehe um mich, Kritios; da erblicke ich nicht die Spur von einem fehlgegangenen Schlage."

„Tyrannen sind aus einem anderen Stoffe als Bildsäulen, Aristogeiton — und meine Schläge töten nicht. — Geh, und sag' das den Freunden."

Aristogeiton geht langsam zur Türe. Kritios sieht ihm nach. Er betrachtet den Freund aufmerkend.

„Aristogeiton, du hast die Schuhe gebunden, wie ein Wanderer, und den Hut übern Rücken gehangen? — Gehst du fort aus der Stadt und sagst mir nichts?"

Aristogeiton kommt eilig zurück. Flüsternd, heimlich: „Wir wollen bereit sein. Wir wissen ja nicht, welche Stunde uns günstig ist; wann das Schicksal ihn in unsere Hände gibt. Jede kann es sein — darum findet uns jede bereit."

Die Freunde umarmen sich. Aristogeiton geht hinaus. Durch einen Spalt der Türe betrachtet Kritios den Himmel.

„Machen es meine wunden, staubwehen Augen, daß ich den Himmel sehe, wie einen Brei aus roten Schnecken?! — Zieh die Türe zu, Kritios! Du bist allein unter deinen weißen Steinen."

Er schaut sich im Raume um. Langsam geht er

zwischen den Bildsäulen herum und betastet sie mit der flachen Hand. Für Augenblicke schließt er die Augen. Er legt seine Finger in die Augenhöhlen eines männlichen Gesichtes.

„Blind — steinblind ... Du siehst den Kritios, den Sohn nicht — mein guter Greis. Glück, daß du blind!"

Er setzt sich wieder wartend hin, stützt die Arme auf seine Knie und läßt den Kopf von den Schultern hängen. Das Zwielicht graut über die hellen Steine und die weißen Bildsäulen; es hebt die Begrenztheit des Raumes fast auf, indem es die Wände in Schatten legt. Nur das rote Tuch über dem Werke in der Mitte glüht ...

Der Tag ist ganz herabgedunkelt. Die Türe wird aufgerissen. Draußen ist flackernde Fackelhelle.

Hipparch, der Fürst, bleibt auf der Schwelle stehen. Er legt die Hand an die Augen und blinzelt ins Raumdüster. Kritios erhebt sich langsam und wendet sein Gesicht dem Eingetretenen zu; er steht bei seinem Block.

„Licht!"

Ein Fackelträger befestigt seinen Lichtstumpf in dem Eisenring neben der Türe. Der Flammenschein leckt mit roten Zungen über die Steingesichter. Das Dunkel verläuft in den Winkeln zu schwarzen Lachen.

Der Fürst versucht zu lächeln: „Da bin ich, Kritios!"

Kritios ernst, ohne Höflichkeit: „Ich sehe dich, Hipparch."

Hipparch zieht die Brauen hoch: „Komme ich dir nicht recht, mein Freund?"

Sie starren sich an. — „Ich habe auf dich gewartet."

Hipparch steht noch in dem breiten Schein der Fackeln von draußen. Durch die Türe sieht man die lichtrot überronnenen Gesichter der Sklaven und Bewaffneten; Hände, um die schwarzen Fackelschäfte gespannt; nacktgereckte Arme; spiegelnde Platten von Brustwehren und Schwertgriffe. Der Schwertträger, ein Knabe in malachitgrünem Chiton, steht hinter dem Fürsten.

Hipparch, mit einer Gebärde des Kopfes: „Hinaus!"

Der Schwertträger neigt sich tief, geht hinaus und schließt die Türe.

Der Fürst tritt tiefer in den Raum, der wieder in Halbdunkel zurückgefallen ist.

Mit krausen Lippen: „Du bist sehr liebenswürdig, Künstler." — Mit ein paar zuckenden Blicken übersieht er den Raum, durchstöbert die Winkel und läßt dann sein flackerndes Auge auf Kritios ruhen. „Du siehst müde aus."

„Müde? — Weißt du, was müde sein heißt? — Ich habe gearbeitet — gekämpft." Hipparch macht eine Bewegung.

Kritios heftig: „Ja, gekämpft. Glaubst du, daß der Stein mir willig gibt, was ich ihm abverlange?" Er lächelt. Stolz: „Aber ich bin doch stärker. Ich zwinge ihn."

Hipparch, schmeichelnd: „O, ich weiß. Du bist ein großer Künstler. Ich bin stolz, daß meine Stadt es ist, die du dir erwählt hast. Und ich darf dich meinen Freund heißen."

Kritios lacht auf. Bitter: „Ja, du bist sehr gütig gegen mich. Ich will versuchen, es dir zu danken."

Der Fürst überhört den Hohn. Gierig: „Laß mich dein Werk sehen!" Er macht einen Schritt auf die Verhüllung zu. Kritios springt davor. Er greift mit seinen staubweißen Fingern in das rote Tuch. Dann zieht er die Hand zurück.

„Du wirst es sehen ..." Schneidend, ihn ins Auge fassend: „... Wie ich das deine gesehen."

Hipparch wirft sich den herabgesunkenen blauen Mantel über die Schulter. Unsicher, ausweichend: „Was willst du, Kritios? Ich bin kein Künstler, ich habe nichts geschaffen. — Du scherzest."

„Ich scherze?! – Ja; aber es ist ein ganz eigener Scherz, den nur du und ich verstehen. — Der eine hustet eine Mandel aus, an der er sich verschluckt, der andere spuckt Blut. Das ist der Unterschied ..."

Hipparch geht umher. Über die Schulter weg: „Hast du mich erwartet, um mir das zu sagen?"

„Was soll ich dir sagen? Was weißt du von mir? — Deine Salben und Öle riechen dir durch die Kleider. Dein Haar glänzt wie Ebenholz. Leih mir deine Fingernägel, damit ich sehe, was für eine Gestalt Kritios ist,

wo ihm der Buckel sitzt; denn ich habe keinen Spiegel ..." Versunken, sinnend, dumpf vor sich hinsprechend: „Ich hatte zwei Spiegel, wasserhelle, himmelsklare ... aber es hat sie mir wer zerschlagen ..." Aufbrausend: „Warum kommst du her und läßt deine Fackel meine Dunkelheit auffressen?! — Gib ihr anderen Fraß, wenn sie hungrig ist. Wonach bist du lüstern, Hipparch? Ich habe kein Weibchen hier, das nacktbäuchig tanzt. Ich halte keine Tänzerin versteckt, die nach der Flöte springt und die Biene hascht. Gelüstet es dich, meinen Schmerz zu sehen?!"

Hipparch, gierig: „Wenn du sein Gesicht in Stein gegraben hast, möchte ich es wohl sehen, Kritios ..."

Kritios lauert ihm von unten ins Gesicht. Ihm nachäffend: „Sehen — sehen." Aufglühend: „Ja, reiß deine Augen auf, daß die Höhlen meinen, sie müssen bersten — und sieh! Es kostet mich nichts, aber dich enttäuscht es vielleicht." Er wirft das graue Gewand über einen Schemel. Sein Leib glüht. Er ist nur noch mit einem Tuchfetzen bekleidet, der von den Hüften rot herabfällt und über der Brust mit einem Ledergurt gebunden ist. Seine Brust ist steingrau und verzehrt, die Schultern sind gewaltig und stark. Er geht auf den Fürsten zu, der unter die Fackel zurückweicht, stemmt den Fuß auf einen Block. Hipparch, begütigend: „Ich will, daß du nicht müßig seist, Kritios. Du hast in deinen Steinen den Sinn der Welt offenbar gemacht. Du hast die tausend Gesichter des Lebens gesehen und aufgedeckt. Wenn ich Zeit habe, etwas anderes zu fühlen als mich, in gestohlenen Augenblicken, dann erlebe ich die Welt in deinen Werken. In den tausend Gesichtern zwischen Dämon und Gott aber fehlt das eine, Kritios, das eine, in das ich in meinem Leben so erschreckend oft habe schauen müssen ... Ich war sechzehn Jahre alt und der jüngere von zwei Brüdern. Eines Abends wurde der ältere von der Jagd ins Haus gebracht. Sein blondes Haar verklebte den blutigen Riß an der Schläfe. Sein Pferd hatte ihn an einen Fels geschleudert ... Die Mutter schrie, der Vater war stumm. Ich stand dabei. Da sah ich es, dies eine Gesicht ... Ich fühlte nichts, denn ich

hatte meinen Bruder nicht geliebt. Er hatte mir im Wege gestanden; ich war dem Schicksal dankbar, daß es ihn fortgeräumt hatte. So brauchte ich es nicht zu tun... Ein andermal: Die Mägde der Mutter hatten in der Halle Laubkränze aufgehangen für ein Fest. Ich saß bei der Mutter, die Mädchen sangen. Da brachten sie den Vater, dem das Haar noch nicht weiß war. Eine breite, rotsinternde Furche lag in seiner Brust, aus der ein Sklavenmesser das Leben herausgerissen. Da sah ich es wieder ... das Gesicht des Schmerzes ... Unzählige Male bin ich ihm seitdem begegnet. Wo ich im Leben hintrat, da sprang es vor mir auf. Ich brauche es, damit das Bild der Welt mir vollkommen werde. Bei dir habe ich umsonst gesucht. Immer gabst du nur die Freude, die Lust ..."

Kritios verfinstert sein Gesicht. Schmerzlich, gequält: „Ich leide an der Freude mehr, als das, was ihr für den Schmerz aufbringen müßt."

Hipparch, gefühllos bewundernd: „Wie wunderbar muß dein Schmerz dann sein, Kritios, wunderbar und groß, wenn du seiner fähig wirst. Das ist das Ding, das dir zum Halbgott fehlt."

Kritios läßt einen innerlichen Aufruhr im Spiel der Hände an den gespannten Armmuskeln austoben.

Ausbrechend: „Hipparch, hast du nicht endlich genug an dem Leben um dich herum, dessen ganzes Gesicht im Schmerz erstarrt ist!? Sieh es doch an! Kannst du mehr Furchtbarkeit von einer Steinmaske verlangen, als sich ihm eingegraben hat? — Die Stadt — deine Stadt — sie stöhnt, wie einer, der nicht sterben kann. Du bist ein Gift in ihrer Wunde ..."

Hipparch, kalt lächelnd, mit einer Roheit, in der Größe ist: „Was habe ich mit diesem Schmerz zu tun, der mir nicht über die Sohle reicht? — Ich trage nicht das kleine Maß des Volkes in mir. Aber du, du bist ein anderer als diese — einer, zu dem ich Bruder sagen könnte, wenn das möglich wäre ... Du solltest mir deinen Schmerz geben; deiner Seele das Medusenhaupt entreißen."

Kritios geht mit verkreuzten Armen umher. Vor

Hipparch bleibt er stehen und starrt ihm ins Gesicht. Dumpf, knirschend: „Hipparch, hast du mir die Geliebte genommen, um das zu sehen?! Hast du darum den Wein, an dem ich lebte, aus diesem Gefäße ausgegossen?! — Sag' mir das, oder ich meißele mir den Spuk der Wahrheit aus deinem heißen, lebendigen Fleische.!"

Hipparch wirft die Stirn zurück. Nach einer Pause, in der sein Gesicht steinern lag: „Ja! — und nein! — Chrysothemis durfte nicht leben. Sie konnte nur einem von uns beiden gehören, und der durftest du nicht sein ... Sie tötete sich selbst, als sie sich zu dir entschied ... Denn ich liebte sie. — Erinnerst du dich des Abends in meinem Garten? Ich sprach, ich warb um sie, Chrysothemis; denn zum ersten Male verwarf ich die Gewalt; vielleicht, weil ich sie fürchtete, und ich wollte, daß sich mir Chrysothemis als Geschenk gebe ... Das erstemal, wo ich menschlich fühlte, wo ich Menschen begriff — und glücklich war darin ... Sie aber lauschte, als ich sprach, auf einen Vogel, der im Gebüsch saß und sang; sie lauschte und hörte mich nicht ... Da schlich ich mich fort, ins Dickicht, und zerschnitt dem Vogel die Kehle. Als ich zurückkam, sah ich, daß sie dich küßte ... Und ich liebte sie ..."

Kritios steht unter dem unruhigen Flackerlichte der Fackel. Sein Antlitz ist grell beschienen. „Auch ich liebte sie ..."

Der Fürst setzt sich auf einen Schemel und senkt das Kinn in die Hand. „Ja, aber du durftest sie nie besitzen; denn in deiner Welt war kein Platz für sie. — In mir wartete alles auf sie, als hätte es ein Leben lang für sie bereit gelegen."

Kritios, an ihm vorbeisehend: „Ich liebte sie mehr ... Und dich kann kein Mensch lieben."

Hipparch erhebt sich und schlägt sich mit der Faust gegen die Brust. Mit der Verachtung des Andersgearteten: „Ich mußte Chrysothemis hassen, als sie dich wählte, und es gab für mich keinen andern Weg, als sie zu töten. — Sie gab dir Lust, und ich verlangte doch mit allen stillen und brennenden Wünschen von dir den Schmerz. Sollte sie mich auch darum betrügen?! — Dir nahm ich nichts,

denn sie war mir bestimmt. Du zerbrichst jede Frau, die du anrührst; denn du bist ein Künstler. Nur der Stein ist fruchtbar mit dir."

Kritios, hart und ohne Menschlichkeit: „Mir graut vor der Leere, in der du stehst, Hipparch; aber deine Taten löschen mein Mitleid aus. — Was willst du noch von mir?"

Hipparch wirft sich jäh herum, so daß beide einander ins Gesicht sehen müssen. Sein Oberkörper liegt vorgedrängt; er stützt sich auf seinen goldenen Stab, der ihn kopfhoch überragt. In ausbrechendem Haß, mit wilden Gesten: „Deinen Schmerz sehen! — Wo ist das Werk, das du geschaffen? Ich brenne danach. — Ja, ich habe meine Tat wie einen Pflug über dich hingezogen, um dies eine Gesicht endlich zu sehen. Zieh die Hülle fort, Kritios! Ich muß es sehen, um mich zu sättigen ... In Stein gegraben den Schmerz, den blutwilden Schmerz, deinen steinernen Schrei um Chrysothemis. — Meine Liebe hat mich unmenschlich gemacht, aber mit deinem Schmerze soll es mir gelingen, Chrysothemis in mir auszulöschen ..." Kreischend: „Zeig' ihn mir!" Seine Gebärden zerflattern erschöpft.

Kritios schaut mit großen ruhigen Augen in sein verzerrtes Gesicht. Er tritt angeekelt zurück, mit höchster Verachtung: „Warte! — Mein Schmerz senkt sein Gesicht nach innen, und es ist nicht verzerrt. — Du bist ein solcher Mensch, daß du mich bitten solltest, dich als den Stein anzusehen, der du bist, und mit dem Hammer eine Form zu zerschlagen, in der ein Gott sich vergriff."

Hipparch, grinsend: „Du kannst mich nicht zerschlagen, Kritios."

Der Bildhauer, stark und groß: „So töte dich selbst! — Ich will dir den Spiegel halten, und dich als Halbgott darstellen, wenn's geschehen ist." Der Fürst grübelt. Einen Augenblick ist seine Miene ernst. Er scheint einen Gedanken zu verarbeiten. Dann lächelt er, und im Lächeln wird seine Miene gemein: „So menschlich kann ich nicht mehr sein. In meiner Einsamkeit ist mir das Gefühl für Größe verloren gegangen. Auch weiß ich nicht, wo ich mein Leben suchen sollte ..."

Bildnis
Gemälde von Ludwig Grieb

„Ich sehe dich anders, als dich das Volk sieht, Hipparch, und doch sehe ich ..."

Hipparch, schnell: „... den Tyrannen ... — Ja, so heiße ich euch ... Aber dieser Name trifft mich nicht da, wo ich stehe. Doch habe ich nie gedacht, daß auch du, Kritios, mich je so nennen würdest. Dir bin ich Freund gewesen, so wie ich es sein kann."

„Ja, du hast wahr gesagt: du konntest mir nichts nehmen. Du konntest nur etwas zerstören, was mein gewesen; aber ich habe und behalte es ... Ich verliere nichts an dich. Du hungerst, und kannst dich nicht sättigen an dem, was du andern raubst; denn es ist deine Nahrung nicht. Und du wirst verhungern ... Hipparch, steh dich vor, daß du nicht zugrunde gehst an dem Gesicht meines Schmerzes, in das zu schauen du dich vermessen willst!"

Hipparch, mit Selbstgefühl: „Du glaubst nicht, Kritios, wie stark ich mich fühle, wenn ich an das Leid der Welt rühre. — Laß mich sehen!"

Kritios, lebhaft, mit Feuer: „Du sollst sehen! — Aber du mußt Geduld haben; denn ich will dir meinen Schmerz nicht billig verkaufen. Mit all dem Golde, das du mir gegeben, was hast du dir damit erkauft? — Deine Einsamkeit sollten sie dir tragen helfen, meine Bildsäulen mit ihren starken Nacken, dem großen Bogen ihrer Schultern, der steinernen Gerechtheit ihres Rückens. Aber sie bleibt dir allein zu tragen. In all meinen Steinen steht mein Gefühl um dich herum und verachtet dich. — Du, du, Hipparch, wolltest einmal meiner Seele verzerrtes Antlitz schauen?! Du wolltest die Maske meines Schmerzes formen?! Ich bin nicht der Block, dem du Überwinder wärst. Wir haben gerungen, stumm durch Tag und Nacht; aber ich bin der Stärkere. Du liegst unten ..."

Hipparch, warm, beinah sehnsüchtig: „Kritios, wenn ich mich einmal im Leben einer Stärke gegenüber sähe, die mir ebenbürtig wäre; ich würde sie achten. — Aber ich zweifle, daß ich ihr begegnen werde."

Kritios, glühend, leidenschaftlich: „Sieh diese Arme, Hipparch. — Sie sind nicht üppig. Sie sehen aus, als

hätten sie schon einmal den Hunden zum Fraß vorgelegen. Die Kunst hat sie benagt. Aber Kraft ist noch darin, Kraft für den Hammer. — Eine Nacht lang habe ich Chrysothemis' Körper in den Armen gehalten und mit krampfigen Augen auf das blutige Loch in ihrer Brust gestarrt. Wie ein wilder Hund fiel der Schmerz mich an, der Schmerz, den du auf mich gehetzt. Eine Nacht lang ließ ich ihn rasen — dann nahm ich den Hammer auf und zerschlug ihn — den Schmerz, der von dir kam ... Weiß und hart kantete der Stein vor mir, aus dem ich eine Gestalt der Liebe erlösen wollte, wie die Welt sie noch nicht gesehen — meiner Liebe. — Aber da war die Geliebte mir zerbrochen in den Schoß geworfen. Wie sollte ich jetzt Liebe gestalten?! Meine Liebe zerflatterte in die Welt — nicht unsere Welt. Sie löste sich auf im Ewigen, wie Licht ..." Er wirft sich auf einen Schemel. Plötzlich mit Härte: „Ich legte Chrysothemis auf mein Bett. Ich sah sie nicht mehr an und schloß die Kammer ab ... Meine Freunde haben sie begraben; ich kenne ihr Grab nicht ..."

„Liebst du so, Kritios? — Was ist das für eine Liebe ...?"

Kritios hört ihn nicht. Er sitzt mit eingefallener Brust da und starrt ins Dunkle. Den Ausbruch nacherlebend, reckt er sich auf; heiß, ekstatisch: „Ich riß mir das Kleid vom Leibe, denn ich hatte ein großes, fremdes Feuer in mir. Den Steinblock faßte ich in meine Arme, ich zog mich an ihn, ihn an mich — den kalten Stein. Seine Kanten rissen in mein Fleisch. Ich preßte ihn an mich, wie eine Geliebte. Auch er glühte von meiner Glut. Mit beiden Armen band ich mich auf sein steinernes, stummes Leben und schrie ... Da sah ich Chrysothemis, weißnackend aus meinem Sinnendunkel, leuchtend aus meiner Schmerznacht ... nicht die Chrysothemis, die ein Tyrann zerbrechen konnte ... eine andere — meine Chrysothemis, die in mir lebte, in meinem Schmerz und meiner Lust. — Da war ich erlöst von der Toten. Im Steine lag jetzt mein Schmerz. Ich nahm den Meißel, um sein Gesicht bloßzulegen, denn auch

ich, Hipparch, wollte hineinsehen ... Der Stein sang und bebte, wie ich ihn schlug. Er splitterte mir ins Fleisch und wehrte sich. Tag und Nacht gingen ohne den Schlaf. Ich sog mir Blut aus den Lippen. Schweiß und Dreck behäuteten mich. — Freust du dich, Hipparch, auf das Werk, das da ward, auf das Gesicht des Schmerzes, das ich da herausgewühlt?! — Der Stein war mir ein weißes Feuer; ich brannte an ihm ... Ich bin eingemauert in mein Ich. Es umtürmt mich; es geht keine Türe hinaus in die Welt ... Oben sehe ich den Himmel, greifbar nahe, und ich kann mir die Sterne herunterfingern und mir an die Stirne setzen. — Das ist der Kritios, Fürst, von dem du nichts weißt ..."

Er hat mit gebreiteten Armen aufgereckt gestanden. Jetzt bricht er zusammen, das Gesicht in die Hände gehüllt.

Mit leuchtenden Augen hat ihn Hipparch angesehen. Er tritt zu ihm und legt ihm seine Hand auf die Schulter.

„Kritios, wir sind Brüder — du und ich. — Auch du bist ein Tyrann — auf deine Weise ... Ich zerstöre, indem ich die Menschen töten lasse; denn es ist mein Beruf, zu töten; weil ich lebe, damit ich lebe, müssen sie sterben ... Welchen Menschen du anrührst, der erstickt; denn du gibst dem Irdischen Unsterblichkeit zu atmen. — Ich hätte mir die Tat ersparen können. Du würdest sie mir doch abgenommen haben ..." Kritios bäumt sich auf; er krallt mit den Händen in die Luft. Hassend, ohnmächtig: „Ich möchte dich anrühren, damit auch du erstickest! Wärst du doch ein Stein!"

Hipparch, groß: „Ich bin deinesgleichen, Kritios. Wir beide sind einander unverletzbar ... Sonst lebten wir nicht mehr. Wir müssen auf das Schicksal warten, das uns fällt."

Er steht mit Pose in seinen Mantel gehüllt.

Kritios, triumphierend, schüttelt die Faust gegen ihn: „Ich bin der Stärkere, Hipparch!"

„Vielleicht ... Aber dem Schmerz hast du nicht wehren können. Mich trifft er nicht. Ich sehe in sein Gesicht und lache. Meine Schlaflosigkeit hat mir das Bild deines Schmerzes in die Nacht gemalt: ein Gesicht mit den Rinnsalen der Tränen, breit wie Flußbette ... Jetzt will

ich es sehen, Kritios — sonst lasse ich dich von den Knechten halten und reiße selbst das Tuch herunter!"

Kritios springt auf einen Schemel. Keuchend, im höchsten Triumphe, schreiend: „Sieh es! — Sieh es!"

Mit beiden Händen hat er in die rotfaltige Hülle gegriffen und reißt sie herab.

Hipparch starrt auf die Bildsäule. Kritios, die Stirn überleuchtet, steht oben neben seinem Werke: eine Frau in der göttlichen Vollkommenheit des Nacktseins. Die Fackelflamme überrötet den Stein mit der sanften Wärme des Lebens. Das rote Tuch liegt über dem Sockel.

Hipparchs Körper richtet sich, wie im Starrkrampf, auf den Fußspitzen steil auf — ein in die Erde gestoßener Lanzenschaft. Einen Augenblick ist er ohne Leben, brechend gestrafft. Dann durchläuft ihn ein Zittern. Hipparch stößt einen dumpfen, tierischen Schrei aus. Sein Mund steht offen. Die Augenweißen fahl zwischen den Lidern. Der Körper windet sich wie angeschossen. Der blaue Mantel rinnt mit einem breiten Zipfel auf den Boden. Um den goldenen Stab, den Hipparch trägt, krallen die Finger wie eine Vogelklaue.

Hipparch krümmt den Rücken. Seine Hand faßt nach der Schläfe. Er ächzt: „Chrysothemis!"

Kritios' Stimme singt im Triumph: „Ja! Sieh dir ihn an, meinen Schmerz. Das ist des Kritios Schmerz, um den wir gerungen — der Künstler mit dem Tyrannen."

Hipparch stößt mit den Knien auf den Boden. Geschüttelt, wild: „Mein Fleisch zittert ... Chrysothemis, weshalb kommst du wieder? Habe ich dich nicht getötet?! Gibt es keinen Tod für dich!? Muß ich dir einen andern ersinnen!? — — Ich brenne! Kritios, lösch' mich aus! Lösch' mich aus! Töte mich! Ich bin wahnsinnig! Töte mich! ... Sonst, wenn ich wieder bei Sinnen bin, tue ich's dir. — — Chrysothemis! — So hast du sie gesehen, und ich habe nicht meine Hand in ihr Haar legen dürfen — mein Gesicht nicht auf ihre Füße ...! — Ich wäre Mensch geworden an dieser Schönheit ... an ihrer ewigen Nacktheit ... an ihrer Güte! — Lösch' mich aus! Lösch' mich aus, Kritios!"

Kritios springt von dem Schemel herab. Aufgereckt und starr: „Ich kann nicht töten!"

An seinem goldenen Stabe reißt sich Hipparch in die Höhe. Er umkreist die Bildsäule, an den Wänden hinschleichend. Seine Augen flackern irr, seine Stirn trieft. Er zieht den Mantel hinter sich her. Seine Brust ist in Scharlach und Gold gekleidet. In seinem Gesichte liegt das Schwarz der Schatten und das Rot des Fackelscheins nebeneinander.

Heißer, bellend: „Chrysothemis! Süße! . . . Weißnackte! . . . Du peinigst mein Fleisch! Brennesselheiß geißelst du mir die Schenkel . . . Du weißer Lusttraum! . . . Ich schneide mir die Adern auf und erwärme dich . . . ich durchwühle deinen Körper nach Lust . . ."

Von Sinnlichkeit überwältigt krümmt sich sein Leib. Er zerrt sich den Mantel ganz von der Schulter herab, stößt sich die Fäuste in die Weichen. Seine Lippe hängt und trieft. Die Augen gieren aus den Lidern hervor. Es gluckst in seiner Kehle. Er spreizt die Finger nach der Bildsäule, ohne sie anzurühren. Stöhnend: „Stein! — Stein! . . ."

Kritios verfolgt seine Bewegungen mit Befriedigung. Er starrt in Hipparchs zuckendes, zerwühltes Gesicht.

Hipparch sieht ihn, er erinnert sich. Schreiend, roh: „Ich lasse dich töten! . . . Aufs Rad binde ich dich! Ich selbst schnüre dich auf. Die Augen, die ihre Nacktheit gesehen, entreiße ich dir mit glühender Zange." Er gurgelt die Worte.

Kritios lacht. „Du Tier kommst nicht an mich heran! Sieh ihm ins Gesicht, meinem Schmerz, und krümme deinen Hunderücken! . . . Friert dich in deiner kalten Welt, du Vieh, du gesalbtes Vieh!? . . . Ich bin der Stärkere. Vergehe vor meinem weißen Traum! . . ."

Hipparch liegt mit dem Rücken gegen die Wand. Der Atem röchelt ihm in der Brust. Seine Stirn ist eisengrau. Die Arme hängen ihm. Erschöpft: „Wirf das Tuch über sie, Kritios . . . Mein Hirn kreist . . . Feuerkreise wirbeln . . . Es macht mich wahnsinnig. — Kritios, zerschlag den Stein . . Töte sie! Du sollst leben . . . töte sie! . . . Sie ist

eine weiße Flamme. Lösche sie aus! Sie verbrennt uns. Wir müssen Tyrannen sein. Wir sind Brüder ... Wirf den Hammer auf sie! Zertrümmere!"

Kritios steht unter der Fackel. Sein nackter Körper ist überflammt. Er stößt die Fäuste von sich, wie Kugeln in die Höhe. „Nein! Nein! Sie lebt!"

Hipparchs Augen suchen lauernd am Boden. Er hat das Werkzeug des Künstlers erblickt. Er springt katzenhaft vor und ergreift einen langgestielten Hammer, den er mit ausgerecktem Arme schwingt. „Ich tu's!"

Der Bildhauer packt ihn in seinen Griff und entreißt ihm das Werkzeug. Hipparch taumelt an die Wand.

„Rühre sie nicht an!" Kritios schleudert den Hammer beiseite. Entschlossen: „Sieh sie noch einmal an! Laß ihre göttliche Nacktheit sich dir einbrennen, Tyrann ... Umkreise sie mit wahnsinnigen Träumen in schlafleeren Nächten, hungriger Hund. Glühe in Traumwollust nach ihr! Brenne nach ihren Brüsten und zerschlag deine Stirn an den Wänden!"

Hipparch reckt sich, plötzlich und drohend, noch einmal auf und schreit: „Ich werde alle Frauen meiner Stadt schänden lassen und töten! Die Bildsäulen lasse ich zu Staub zermalen und ihn ausstreuen auf die Wege!"

Kritios lacht auf. Er stellt sich mit einem Sprung neben die Bildsäule der Chrysothemis und wirft beide Arme hoch über seinen Kopf. Mit höchstem jubelndem Triumph: „Und ich küsse sie — ich küsse Chrysothemis!"

Er wirft seinen entblößten, durchglühten Körper über die Steinnacktheit der Bildsäule und küßt sie. Sein Fleisch preßt sich an den Marmor und in der Umarmung von Mensch und Stein vereinigen sich die beiden Leiber. Die Bildsäule schwankt. Noch im schweren, jähen Falle jubelt Kritios' lauter Atem. Mensch und Stein zerschmettern auf dem Boden. Der Purpurfetzen der Hülle rinnt vom leeren Sockel herab.

Hipparch ist entsetzt zurückgesprungen. Er starrt in den Sturz. Weiß liegen die Marmorsplitter im Blut. Hipparchs Gesicht ist angespritzt mit Blutpurpur und Steinstaub. Ein Schrei sperrt ihm den Mund, er gurgelt im Rachen und steckt stumm zwischen den Zähnen.

Der Fürst zuckt die Lippen und flattert mit den Händen um sich herum.

„Fackeln! ... Fackeln!"

Sklaven reißen die Türe auf. Lautlos huschen sie über die Schwelle, an den Wänden vorbei. Eine Feuersbrunst von Licht schießt bis unter die Decke, in die Winkel, eine flackernde rote Lichtfülle. In den weißen Steingesichtern an den Wänden bleibt kein Schatten nisten; alle werden aufgesogen von den Glutzungen. Stille.

Hipparch richtet sich, den Rücken gegen die Wand gedrückt, auf. Sein Auge gleitet lauernd über den Kreis von Sklaven. Einer reicht ihm den entsunkenen Goldstab; ein anderer gibt ihm den Mantel über die Schulter. Auf den Schwertträgerknaben gestützt, geht er im Bogen um die Pfütze von Blut und Stein herum, der Türe zu.

Die weiche, schmelzende Stimme des Knaben fragt: „Wohin, Herr?" —

Hipparch umspannt die Knabenschultern mit seinem Arm. Er keucht. Sein Atem glüht über das Gesicht des jungen Schwertträgers. „Zu Phryne, der Hetäre! ..."

Er wendet sich noch einmal halb zurück und streicht sich über die Stirn; dann tritt er draußen in den Fackelschein und das Glänzen von Waffen ...

Amor lächelt und spricht:

Amor lächelt und spricht:
„Wollt ihr der Flatterrose
Leichte, lustige Blätter,
Schüttl' ich sie gern euch herab.
Aber wollt ihr der Rose
Eben erblühende, köstliche Knospe,
Kämpfet nur selbst mit dem Dorn."

L. Cauer

Herbstliches Grabenlied

Die Nächte sind schon kalt.
Nun wird's nicht lang mehr haben,
Bis über unserm Graben
In Flammen steht der Wald.

Wenn du die Blätter färbst,
Bist du uns Geistvertrauter,
In heißer Zeit ergrauter,
Ach, allzufrüher Herbst.

Ward Haar und Wang' auch fahl
In Erd' und Kellerfeuchten,
Uns blieb der Augen Leuchten
In herbstlich heiterm Strahl. —

Die ihr euch Deutsche nennt,
Sorgt, daß vor solchen Blicken,
Wenn wir einst heimwärts rücken,
Ihr wohl bestehen könnt!

Karl von Berlepsch





Der Troubadour. Gemälde von Gino von Finetti

Liebesbriefe an Casanova

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In Zeiten, wo eine Gesellschaft brüchig und faul wird, verliert sie ihre Exklusivität. Man spricht dann gerne von Vorurteilslosigkeit, aber das hauptsächliche Vorurteil, dessen man sich begibt, ist doch die Selbstachtung. Es hat keiner seiner aristokratischen Freunde etwas dagegen, wenn sich der begabte und amüsante Herr Casanova aus höchsteigener Liebenswürdigkeit in den Rang eines Chevalier, was den mittleren Adel bezeichnet, erhöht. Sein Vater ist ein kleiner Wanderschauspieler gewesen, seine Mutter, meist die Zanetta (Hannchen) genannt, eine durch temperamentvolle Schönheit ausgezeichnete und als Witwe vielgeliebte Schauspielerin, die ihren in Venedig zurückgelassenen Ältesten, unseren Giacometto, zufällig im Jahre 1752 in Dresden wiedersieht, als der Siebenundzwanzigjährige schon der fahrende Ritter des Glücks geworden ist. Ein Indigenat, Adelsrechte, wollen solche Leute nicht erschleichen. Casanova betrachtet seine Selbstnobilitierung als einen Akt der gesellschaftlichen Schicklichkeit. Wenn man ihn näher fragt, so gesteht er sie lachend ein und sagt, er habe gewünscht, sich keinem Souverän dafür zu verpflichten.

Man muß diesem Abenteurer, der seine Zeit von unten bis oben auf das gründlichste durchschaut, zugestehen, daß aus den Erfahrungen und Verbindungen, wie er sie besaß, die Mittelmäßigkeit reelleren Nutzen gezogen haben würde. Ein Amt oder das Haushalten mit einem errafften Kapital sind keine Lebensideen für ihn. Die Selbstherrlichkeit des Esprit ist das Banner, dem er folgt, ist die persönliche Berechtigung, die ihn in die meistanlockenden Kreise der Voltaireperiode führt. Der Mann von Geist stellt sich auf den Fuß der Intimität mit Hofleuten und Ministern und öffnet sich den Zutritt beim Lever der Pompadour; er braucht keine Sorge zu haben, daß er das momentan Vergeudete sich nicht je nach Be-

darf erneuert. Casanova besucht auf der Durchreise Friedrich den Großen; er fährt nach Petersburg, um sich Katharina II. vorzustellen, der Gönnerin sowohl der aufgeklärten, wie der schönen Männer, er wird dann sehen, ob die Aufnahme durch die Kaiserin die Potemkinschen Erwartungen, die er mitbringt, lohnen wird. Er berichtet uns die Szene im Potsdamer Park, wie der König den in höchste Gala gekleideten Chevalier mit großen Augen fragt: was er wolle? und den ein wenig gehobenen dreigespitzten Hut in der Hand behält, um auf Beschleunigung zu deuten. Aber wir sehen auch, wie Friedrich den gescheiten Fremden wiederkommen läßt und ihn zu verwenden wünscht (bei der Kadettenausbildung). Woraus dann zwar nichts wird; denn was der preußische Staat an solchen Gehältern zu bieten hat, das übersenden die Casanova als einmalige Aufmerksamkeit an eine Kurtisane. Diese Aventuriers des höheren Stils begehen — und erzählen! — auch ihre Spitzbübereien aus einer vorausgesetzten Solidarität der Gescheitheit gegen die Dummheit. Man muß sich dazu vergegenwärtigen, wie das höfische Verschwender- und Günstlingswesen die Ehrlichkeitsbegriffe von oben herunter ruiniert hat. Casanova selber unterdrückt doch eine Gewissensanwandlung nicht, als er, kaum in Paris angelangt, durch seinen guten Freund Bernis, den Minister des Auswärtigen, nach Dünkirchen gesandt wird, um die Regierung über den Zustand der dort liegenden französischen Kriegsschiffe zu informieren, und für diese vollkommen überflüssige, mit wendender Extrapost gemachte Reise 12000 Franken ausgezahlt erhält. Derartig die ausgesogenen Steuerzahler der nichtprivilegierten Stände begaunern helfen, kommt ihm immerhin eine Kleinigkeit schwerer an, als wenn er persönlich mit seinem Magierhokuspokus eine schwerreiche alte Marquise betrügt, deren Dummgläubigkeit doch nur dem ersten besten zum Opfer fiele. Seine Freundschaft mit dem Minister gewordenen Abbé und Versemacher Bernis rührte aus der Zeit her, da Bernis Gesandter in Venedig war und die beiden Gourmands des Pikanten ihre Abenteuer in mehr als landläufiger Intimität gemeinschaftlich erlebten.

Was an Casanovas Memoiren beschäftigt, obwohl sie höchst ermüdend sind und etwas kulturgeschichtlich nicht sonst Bekanntes kaum ergeben, das ist das methodische Problem, auf welche Art ein solcher Mensch die Erlebnisse erzählt; wo für seine Aufrichtigkeit die Ziele zu finden sind und wo auch die Klippen. Durch die Beantwortung dieser Frage werden sie am wertvollsten, als document humain ihrer Zeit.

So viel ist gewiß, der Moral zuliebe hehlen sie nicht. Wohl aber lügen sie zuliebe dem Esprit. Casanova berichtet ehrlich, wo nicht seine Art Effekt herauszubringen ist. Sobald er aber für diese schreibt, vermengt sich die Aufrichtigkeit mit der Phantasie der Anekdote und des Treppenwitzes. Der Takt der kritischen Schulung erkennt es unschwer, wie weit ein Bericht bei ihm in Ordnung ist, an welchem Punkt aber das Pfropfreis aufgesetzt wird, aus dem häufig ein ganz wilder Schößling üppig weitersprießt.

Man hat die von Mädchen und Damen an ihn gerichteten Briefe kürzlich ediert: „Frauenbriefe an Casanova".

Casanova hat alle solche Briefe aufgehoben und sie mit sich herumgeschleppt, bis herunter zum Bericht der Kupplerin. So sind sie zu Dux in Böhmen, wo schließlich den lebensbankerotten Alten der Graf Waldstein in die Sinekure seines Bibliothekars einsetzte, zu einem Teil erhalten geblieben. In Dux hat er sich auch darangemacht, die Erinnerungen niederzuschreiben, bis ihm der Tod die Feder seiner Sünden aus den Händen nahm. Es tritt schon durch naive Erwähnungen in den Memoiren hervor, wie bedachtvoll er die empfangenen Briefe der Reihe nach ordnet und welchen Wert sie ihm bilden — das Erlebnis-Archiv. Trotzdem fanden sich nach seinem Tode nur die Briefe solcher Beziehungen vor, die von den Memoiren nicht erledigt waren, und über die von ihm ausgemalten Affären finden sich keine Dokumente. Es sind also die Briefe verschwunden, deren Wortlaut gegenüber dem der Memoiren — sagen wir milde: — überflüssig war. Allzuviele werden das nicht sein, denn seine Liebschaften waren meist nicht beschaffen zur Entstehung

von Briefwechseln. Immerhin können die Einladungen, Benachrichtigungen, Billetdoux, Briefe nach der Abreise nicht so völlig gefehlt haben.

Zur Beurteilung Casanovas muß man seine Eitelkeit beachten, die — echt italienisch — so heftig wie naiv ist. Wie seine Memoiren zu beurkunden bestimmt sind, daß er inmitten der großen Welt gelebt hat, zu ihr gerechnet worden ist, nach ihren Regeln sich als Cavalier benommen hat, so ist diese Genugtuung auch sein Lebensinhalt gewesen. Drum die von Feigheit nicht zurückgehaltene Wonne, es zum Ehrenhandel mit einem Grafen oder einem polnischen Kronfeldherrn zu bringen; die Unbesinnlichkeit, womit er wie ein anderer Grandseigneur ganze Rollen von Louisdor verschenkt; seine Empfindlichkeit bei jeder Bagatelle, durch die man sein Standesbewußtsein verletzt, die Unzahl seiner vornehmen Kleidungsstücke, die Gewöhnung, wie ein Ambassadeur zu reisen und vom Pöbel angestaunt zu werden, auch wenn er nicht weiß, wovon er morgen leben wird.

Seit seiner Flucht aus dem Dachgefängnis des Dogenpalastes fühlt er sich als den weltberühmten Mann. In der Tat ist es ihm damit gelungen, sich zur europäischen Sensation zu machen, die sich zwar auch, wie alles derartige, wieder bald für die Mitwelt vergißt. Aber auch davon abgesehen ist er der Mann, dem jedes Erlebnis biographisch wird. Meminisse juvabit, es wird davon zu erzählen sein. Seine Memoiren stehen unter dem Zwang dieser Eitelkeit, und die zu erzielende Glaubwürdigkeit dessen, worin sie schwelgen, erkaufen sie überlegt durch sonstige Aufrichtigkeit, auch in einzelnen Bereuungen und ekelhaften Leiden. Das ist recht gut; denn an sich mehr widerwärtig als verführend, werden seine Bekenntnisse, die unter Tausenden von Unreifen von Hand zu Hand gehen, so noch übelmachender.

Mitteilungsmanie, die die Scham verloren hat, verbindet sich zur Komposition mit der Renommage. Aber dem Buche im ganzen ist keine geistige Komposition oder Existenzidee zu grunde gelegt. Wenn Casanova inmitten der Hof- und Aristokratensphäre uns doch von Zeit zu

Zeit unterhält, so hat die Trivialität, die die Liebesabenteuer schildert, keine Grenzen. Die schreibende Hast des Alten verläppert sich mit endlosen Dialogen, worin er Geist zu improvisieren sucht. Niemals ein Inhalt, ein Aufblitzen von Beobachtung, psychischer Rechenschaft und Unterscheidung. Nicht einmal die Liebesszene als solche wird zum plastischen Erlebnis. Er bleibt der Weiblichkeitsjäger, der seine Strecke zählend überschaut. All seine noch so vehemente Verliebtheit und Leidenschaft gewährt ihm als Inhalt nur die neue Addition auf dem Leporellozettel. Und das ist der wahre Grund seines jeweils so raschen Erkaltens; nicht, was er darüber dilettantisch verallgemeinert, als einer der vielen Schwätzer von der männlichen polygamen Naturbestimmung. Was er sich verbindet und zu eigen macht, ist überhaupt nicht das andere Ich, um hier von Seele gar nicht erst zu reden. Was dieser mittelmäßige Don Juan, der sich den reichsten dünkt, von den Frauen in Wirklichkeit sucht, erlebt und weiß, ist bettelarm. Nicht aus ihrer inneren Fülle erzählt er seine mehr als novellenlangen Erlebnisse; mit strohleerer Weitschweifigkeit, wie schlau oder wie verschwenderisch freigiebig er zum Triumph gelangt sei, polstert er sie aus. Sie enden, wo sie bei Stendhal inhaltsvoll werden würden.

Man wende nicht ein, die Weiber, mit denen er zu tun gehabt, seien danach gewesen. Das wäre schon nicht bei allen zutreffend. Es sind verschiedene, die gar nicht seines gleichen waren, eine Strecke mit ihm gegangen, betrogen von dem Schein, womit er sich umgab und der sich nicht bloß auf das Äußere erstreckte. Hier soll nur von einer die Rede sein.

Da blickt durch die kaleidoskophaften Liebesgenüsse, die die Aureole seiner beginnenden dreißiger Lebensjahre bilden, ein unschuldsvolles Mädchengesicht. Er spricht von einer Fünfzehnjährigen, weil das immer für diesen Italiener das Alter der jungen Mädchen ist; tatsächlich zählte Manon Balletti siebzehn Jahre, als er ihr seine Liebe heimlich schwor. Denn in diesem Fall hat er in einer regelrechten Liebeserklärung sich gefangen. Aus

seinen Memoiren scheidet die Begebenheit bis auf dürre Umrisse aus. Nicht weil ihn ein Anstand diesmal zurückhielt. Er mißhandelt zu schamlos die Möglichkeit, das anzunehmen. Nein, für seine blinde Vorsätzlichkeit, die Erinnerungen eines unvergleichlich frivolen Lebemanns zu schreiben, ist Manon unbrauchbar. Der sonst so Weitschweifige legt keinen Wert darauf, sich durch die reinere Neigung, die er erweckt hat, zu glorifizieren. Seine Liebe zu Manon, sagt er bündig, sei nicht von der Art gewesen, die ihn hätte hindern können, fortwährend mit anderen weiterzugelangen, ‚denn im Herzen des Wüstlings braucht die Liebe konkrete Nahrung, um nicht an Entkräftung zugrunde zu gehen'; diese Erfahrung habe die junge Balletti noch nicht besessen. Wir geben ihm alles zu, obwohl es zu seiner Erkaltungstheorie nicht stimmt, freuen uns, daß das junge Mädchen die Erfahrung nicht besaß, und schenken ihm gern auch sein ‚noch nicht' hinzu.

Manon war die Tochter des Schauspielerpaares Balletti an der Comédie Italienne, und die Mutter gehört unter dem Bühnennamen Silvia zu den hellsten Theatersternen des Jahrhunderts. Friedrich der Große, der sie als toujours la meilleure actrice du Royaume geschätzt wußte, hat sich noch in ihren vorgerückten Jahren vergeblich für Berlin um sie bemüht. Was über Silvia bekannt ward, zeigt sie als eine geachtete, ehrbare Frau, entgegen der berechtigten sonstigen Annahme über die Schauspielerinnen ihrer Zeit. Auch Silvias Erziehung ihrer Tochter fußte auf den bürgerlichen Grundsätzen der Abschließung und baldigsten Versorgung, so daß sie nach romanischer Familiensitte für die Siebzehnjährige den Gatten schon ausgewählt hatte und die Tochter, wie es sich gehörte, damit auch zufrieden war. Casanova hatte zu den Ballettis von Italien her Beziehungen, ihr Haus in Paris ward das seiner wohlmeinendsten und nächsten Freunde. Durch sie entfaltete sich sein Pariser Künstler- und Literatenverkehr, in dem gleichen Jahr 1757, das für den Gewandten und Kühnen seine Glanzzeit ward. Denn das wichtigste Sprungbrett besaß er in Bernis, dem

Minister Ludwigs XV. und noch mehr der Pompadour. Von ihm fand sich Casanova weiter, im Handumdrehen hatte er mehrere Ämter, die er nach damaliger Übung wieder an Andere verkaufen konnte, und nicht lange nach seiner Dünkirchenfahrt als Marinesachverständiger sandte man ihn als französischen Finanzvertrauensmann nach dem Haag und Amsterdam zu einer Transaktion mit dortigen Börsenleuten. Da sie sich um Millionen drehte, fielen für ihn Riesensporteln ab, zumal er noch mit dem Gelde der Marquise d'Urfé seine Privatgeschäfte in den Auftrag mengte. Aus dieser Zeit in Holland, wo er auch eine alte Geliebte aus Venedig wieder traf, beschreibt er nachmals so ausführlich die Liebesgeschichte mit Esther Hope, der Tochter eines Bankiers, der nur leider keine Tochter hatte. (Anscheinend verdreht und romantisiert er Begebenheiten mit einer jungen jüdischen Bankierstochter, wozú auch der frühe spöttische Scharfsinn des Mädchens paßt.) In Paris ist er dann der große Herr, der mit dem Gelde nur so um sich wirft, der Held der Demimonde, der Lohnherr der Kupplerinnen, der unternehmende Geldmann, der eine Fabrik für bedruckte Seidenstoffe — einen rasch erkannten großen Modeartikel — einrichtet und nebenbei natürlich seine jungen Arbeiterinnen zum Harem geeignet wählt und zu allem noch weitgehende Vertraulichkeit mit dem jungen neugierigen Fräulein de la Meure unterhält. Zwischen diesem Massenmord aller Gefühle spinnt er seine Tändelei mit der Tochter seiner Freunde hin. Daß er sie nicht verführt hat, ist wohl sicher; dann erließe er uns das Protokoll der Erreichung nicht. Ans Heiraten denkt er am wenigsten, und richtiges Herzweh macht sie ihm auch nicht; wie sollte es dazu kommen bei einem, der so viel abgehalten ist, wenn sie sich nach ihm sehnt! Kurzum, die richtige Anbändelei der Gewohnheitsmäßigen, die keine mehr auslassen können. So bringt er Manons Herzlein, das aber ein ganzes, unversehrtes Herz ist, flugs in Sicherheit, und da er sonst für die ganze Geschichte keine rechte Überlegung und Besinnung hat, so treibt er in ihr hin wie ein gebrauchter Pfropfen auf einem umblühten Wiesenbach und sieht sich zerstreut

die ‚Fortschritte liebender Schulknaben' in der jungen Mädchenseele machen. Die mindest aktive Rolle fällt Herrn Charles François Clément zu, dem Komponisten und Musiklehrer, den Manon als ihren künftigen Gatten bisher betrachtet hat. Wenn dieser Name zuerst noch über ihre Liebe hinschattet, so schwindet er hin wie die Wolke im Sonnenschein und verdunstet auf Nimmerwiederkehr.

In Manons heimlichen Briefen liegt diese Episode vor uns, in so vielen und rückhaltlos vom Gefühl mitgerissenen, wie eben ein junges Mädchen sie schreibt, das seiner ersten großen Liebe sicher geworden ist und sich den Mittelpunkt aller Gedanken des Geliebten weiß. ‚Ihr Brief übertreibt Ihre Liebe zu mir,' so sagt ihre erste Erwiderung an ihn, ‚ich halte sie nur für aufrichtig und wünsche nur und glaube auch daran, daß sie ewig dauernd ist. Wird sie es sein? Ich weiß es ja, wie Sie mich wegen eines solchen Zweifels zanken werden. Gleichwohl ...' Und nach dieser kleinen Vernünftelei erzählt sie hier brieflich, da noch die mündliche Aussprache unter vier Augen erschwert ist, alles, wie es ihr, der Verlobten, mit ihm ergangen ist, von der ‚Freundschaft', die sie ihm zu widmen beschloß, und wie sie doch tagaus, tagein nur an ihn denken konnte, wie sie beängstet und traurig war, wenn ein Tag vorüberging, ohne daß er zu den Eltern kam, und wie sie immer mehr über sich erschrak. Wir erkennen, was diesem Brief vorhergegangen sein muß und wie für sie schon jetzt der Musiker erledigt ist.

Die Zweifel, die sie so gern beschwichtigt, da sie mehr die Unwillkürlichkeit des entscheidungsvollen Umschwungs sind, verdichten ihre Umrisse ach nur allzu bald. ‚Wo bleibst Du, wenn Du zu mir kommen könntest?' Wieder und wieder ist er so rätselhaft, der doch ganz, wie er sagt, heimlich ihr gehört und sie liebt. Vollends zur Qual wird ihr jene erste Reise nach Holland, wo er sich endlos verweilt, nicht antwortet, Briefe nicht bekommen zu haben behauptet, die seinigen mit Widersprüchen, Ausflüchten, deutlichen Unwahrheiten füllt. Es ist eine Leistung des Herzens, über viele Monate hin eine solche Verängstigung zu ertragen. Aber es steckt auch die ganze

Die Tänzerin Anita Berber
Künstlerische Aufnahme aus dem Atelier A. Binder

Gewohnheitskunst von ihm darin, dem gewiegten Spieler. Je inniger Manons sich sorgende Liebe in den zu ihm flatternden Zeilen zu ihm spricht, desto grausamer geht er vor zur anklagenden Offensive. Dieser Mensch ist noch dazu zu schwach, um sich auf die üblich schnöde Weise von ihr freizumachen, er verfolgt nur das Lockern und Weiterfristen, das Nichtverlieren, wo er nicht gewinnen will. Herzzerreißend sind ihre Antworten, worin sich ihr schuldloses Gewissen gegen die Verdächtigungen wehrt, oder gegen den Vorwurf schwacher Zärtlichkeit — sie, die für ihn so viel getan zu haben meint, daß schon nichts übrig bleibt. Und mit den dunkel und schwer aufsteigenden Ahnungen kommt das desto dringendere, vielmalige Flehen, ihr ihre Briefe zurückzugeben. Wir ermüden in diesem zornigen überlangen Mitansehen und atmen auf, wie das Band plötzlich reißt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie kannst Du sagen, daß in einem Monat sich meine Liebe geändert haben wird? Wie ist es möglich, mir etwas derartiges hinzuwerfen oder womöglich es zu denken! Niemals, niemals kann ich Dir untreu sein! Was ist da, mein Geliebter, was bringt Dich nur darauf? — Launen mag ich wohl haben, wovon Du sprichst; dann will ich alles tun, um anders zu sein, ich leide ja selber so viel mehr darunter, wenn ich Dir wehtue, als es Dich schmerzen kann. Nie könnte ich aufhören Dich zu lieben, selbst wenn Du mir untreu wärst, was doch niemals vorkommen wird!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du sprichst von Treulosigkeit bei mir, nach dem Beweis, den ich Dir von meiner Liebe gegeben habe, nach dem, was ich Dir gesagt und geschrieben! Ich müßte ja die Verächtlichste der Welt sein, wäre ich dessen fähig! Und wiederum sagst Du, daß Du ohne meine Zärtlichkeit nicht leben kannst, und bist unzufrieden. O mein Herz Du, Du hast sie doch ganz, diese Zärtlichkeit, Du bist ihr Besitzer, und nichts, nichts teilt sie mit Dir! Mein allerteuerster Freund, wenn Du mich lieb hast, was ich doch weiß, daß Du es hast, so vergiß doch einmal endlich alle

diese Mißverständnisse, ich tue gewiß alles, um mein launisches Wesen abzulegen, worüber Du Dich so viel beklagst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da Du mit Mama gesprochen hast, wovon sie mir noch nichts gesagt hat, o dann wird ja alles gut, und wie werden wir bald glücklich sein!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gute Nacht, gute Nacht, Giacomo, sei vernünftig, und sei immer ein bißchen gut gegen Deine arme kleine Nena!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mein geliebter Giacomo, mein Geliebter, mein Freund, mein Gatte Du, glaube doch ernstlich, daß ich Dich von ganzer Seele liebe, daß Du mein ganzes Gut bist, daß ich nur für Dich leben will; daß die Verleumdung, der Neid nicht im geringsten die Gefühle verringern, die ich Dir geweiht habe, daß ich den Augenblick, mit Dir vereint zu sein, mit einer Ungeduld erwarte, die nur meiner Liebe selbst gleichkommt. Der erste Augenblick meines Lebens datiert nur von dem, wo ich die Seligkeit erlebe, Dir mein Jawort auszusprechen; ich könnte dieses Leben nur vermissen, weil mich das von dem andern Leben trennt, das ich mehr lieben muß als meins: glücklich noch, in Deinen Armen zu sterben, Deiner Zärtlichkeit sicher und, nachdem ich Dir tausend Beweise der meinen gegeben habe, nur das eine Leid mitnehmend, sie Dir nicht noch länger und noch mehr zu beweisen! O glaube mir dies alles doch! Wenn ich mein Herz so sprechen ließe, wie ich wollte, ich käme nie zu Ende und ich würde Dich wieder langweilen. Nicht meine Worte, Deine Erfahrungen mit mir werden Dich von meiner Beständigkeit überzeugen. Du, nur Du, bist meine erste wirkliche Liebe, Du bist meine Leidenschaft, ich habe Dich schon lange geliebt, ehe ich es mir gestehen durfte; schon während dieser Zeit hat sich Dein Bild so fest in mein Herz gegraben, und Deine Zärtlichkeit hat es so gut darin befestigt, daß alle Anstrengung unnütz ist, es daraus zu reißen. Selbst wenn Du Treulosigkeiten an mir begingst,

wenn Du die, die Dich liebt, mit Schimpf bedecktest, wenn ich Dir tausend Schmähungen sagen müßte, Dich mit Vorwürfen überhäufen, mein Herz könnte doch nicht mit und würde sie verleugnen ...

— —

Herausgerissene Fetzen aus der Fülle dieser Briefe, die nach dem Tode Silvias, der Mutter, im September 1758 in ihrer Schicksalsfrage selbstbestimmter werden. Bis in den Anfang 1760 kämpft Manon um ihn, und ihre Sprache findet die Mittel, in noch süßerer Innigkeit zu ‚ihrem vertrautesten Gatten', wie er nun fast ständig heißt, zu reden. Er hat auch wieder davon gesprochen, es nunmehr bald zu sein. Am 7. Februar schreibt sie ihm noch mit Liebesversicherungen. Immerhin fällt auf, daß diese flüchtiger klingen, daß Manon über eine neuangekündigte Geduldfrist von Monaten leichter hinwegkommt. Es ist die Zeit von Casanovas zweitem, sehr langen Aufenthalt in Holland. Manon erzählt anders als sonst von äußeren Vorgängen, man wird bei ihr Theater spielen, eine Liebhaberaufführung; in ihrer ganzen Schreibweise verspürt sich etwas Verwandeltes, Abgelenktes, überlegen Ironisches, — schon durch die Briefe vorher ersehen wir, daß sie jetzt gewiß weiß, daß der Name Casanova kompromittiert. Sie hat keine Achtung mehr, und die Zwanzigjährige reproduziert Witze über einen Diskantsänger, wie sie sie oft von ihm ertragen haben mag, die aber zu ihr nicht stehen. Das ist der letzte Brief. Am 20. Juli heiratet sie den königlichen Architekten Blondel, der Mitglied der Akademie, berühmter Künstler und ein ältlicher Witwer ist, doch darum in sie nicht weniger verliebt.

Offenbar hat sie Casanova keinen Abschiedsbrief geschrieben. Ein Grund mehr für ihn, diesen in die Denkwürdigkeiten wörtlich aufzunehmen, als einzigen von ihr. Der Brief hat alle Merkmale seines und nicht ihres Stils. Von ihren gesammelten Briefen, die Casanova in Dux hinterlassen hat, erzählt er, er habe sie an Esther weggeschenkt, mit der er damals erneut intim zusammen war. Sicherlich hat seine Eitelkeit sie der als Esther Hope umgedichteten Persönlichkeit zum Lesen gegeben, und seine stets pleonastische

freigiebige Sprache verlangt dann, daß er sie ihr geschenkt hat. Im übrigen mehrt sich aus diesen, bei ihm ganz typischen Schludereien die Bestätigung, daß er seine Memoiren frei aus dem Gedächtnis schreibt, daß er die eingefügten Briefe darin im selben Atem mit den Dialogen fabriziert und die zusammengehobenen wirklichen Briefe erst zum Vernichten heraussucht, wenn sie durch sein Manuskript überholt sind. Über Manon sagen seine kargen Worte nichts, was die Briefe — außer dem Verschenken — widerlegen würden, und es könnte sein, daß sie dadurch der Vernichtung entgangen sind. Gelesen hatte er sie längst nicht mehr, was sich anderweitig begründen läßt, und da nun **wir** sie lesen, werfen sie die Daten seiner Pariser und holländischen Affären gründlich um. Sein chronologischer Rahmen, dessen Genauigkeit so zuverlässig wirkt, ist auch nur das Werk der ungefähren Willkür.

Als er 1761 wieder in Paris war und man ihm von Manon Balletti sprach, äußerte er in Gesellschaft, Herr Blondel schulde seiner Frau, nicht ihm den Dank, daß er ein reines Mädchen gefunden habe. Dies Diktum mag ihm von seinem Standpunkt womöglich noch ritterlich vorgekommen sein. Uns beweist es naiv deutlich, durch was ihm **damit** die Summe dreijähriger Liebe eine runde Null bedeutet. Zusammengenommen mit dem, was er sonst von den Blondels klatscht, kann von versöhnendem zarteren Denken an Manon keine Rede sein.

Uns Heutigen kann immer nur das Casanovaporträt vor Augen stehen, das er selber in seinen Bekenntnissen so geflissentlich gewollt und auch nicht gegen die innere Wahrheit gezeichnet hat. Da diese hinterlassenen Memoiren erst 1822 veröffentlicht worden sind, war noch seine Mitwelt nicht von ihnen präokkupiert, und eine Reihe von Damen, die ihn nach jenen Aufschlüssen nicht mit der Feuerzange angefaßt haben würden, haben noch mit dem galanten Venezianer verkehrt und korrespondiert, der sich auf den Stil der großen Gesellschaft so trefflich pretiös verstand. Seit ihn das Glück mit der Jugend zusammen am Wege liegen ließ, metamorphosierte er sich in den

gelehrten berühmten Literaten, der sich seine Bedeutung mit besserem Erfolg anmerken ließ, als er durch seine mancherlei späten Schriften von ihr noch sonderlich überzeugte. Er wird zu einem halb angestaunten, halb verächtlich behandelten Orakel für die Welt- und Lebemänner der jüngeren Generation, denen er ohne Sprödigkeit seine Tricks und Erlebnisse auskramt. Er liest ihnen auch aus seinen Memoiren vor, und der bekannte Fürst von Ligne hat mit Eifer und Malice eine ganze Inhaltsskizze aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Für die Frauenwelt, die ja nicht alles von den Männern zu erfahren braucht, wird Casanova der liebenswürdige Alte aus einer gewesenen Zeit. Junge Mädchen finden ihn als vieleifrigen Gewissensrat und nehmen von dem alten Herrn als harmlose und desto barere Münze die verliebten Huldigungen, die ihm noch immer Bedürfnis sind. Die Töchter seiner Jugendgeliebten finden ihn als liebreichen Onkel, die letzten aus seinen Amouren schildern ihm mit peinlicher Anhänglichkeit ihre ewigen Geldklemmen, und der selber die Gläubiger auf dem Halse hat, sendet ihnen noch. Dichterinnen und Schriftstellerinnen erwidern seine aufmerksamen Komplimente, und jene Art Damen, die nicht literarisch aktiv sind, aber es beständig zu werden drohen, sind mit der ganzen weiblichen Hingebung an eine einigermaßen berühmte Bekanntschaft durch die seinige beglückt. So kommt denn noch ein rechtes Quodlibet zusammen, um das Korrespondenzenarchiv wieder aufzufüllen, und es sind darunter doch manche Blätter, die durch die Personen der Briefschreiberinnen anziehend sind. Menschliche Teilnahme tritt zu dem übrigen hinzu, und so macht es sich, daß die Letzte, die dem alten Aufschneider seiner Laster mit Freundschaftsaustausch und Krebssuppen wohlgetan hat, die von den Zeitgenossen so vielverehrte, sentimentalische, geistreichelnd fromme Elise von der Recke gewesen ist: ihrem teuren und würdigen Casanova, der, wie sie durch ihn erfährt, ja auch befreundet mit ihrer unvergeßlichen Katharina von Rußland gewesen ist und ihr im Himmel Elisens Grüße überbringen wird.

Zwischenspiel

Novelle von Josef Friedrich Perkonig



Wer fände oft die Andacht zur Liebhaberei: auf den Akkord des Idyllischen, Feinen gestimmt, nach den tausend unbeachteten Zwischenspielen des Lebens zu forschen, deren süße Nichtigkeit so begrenzt war, daß sie nicht werden konnte, was einzig und allein das Glück der Dauer zu schenken vermag: Erinnerung? Wo erwartet jede nach innen versenkte Besonnenheit, während sie sich um eine gewaltige Frage, um ein bedeutendes Geschehnis müht, einen kleinen, gleich wieder verwehten Zwischenklang oder neckischen Einwand?

Wie könnte man sich bestimmen lassen von dem rieselnd vergänglichen Spiele des herzlichen Augenblicks, der in einem köstlichen Wahn mitten in der schöpfenden Zeit, der er angehört, selbst ein kleines, aber bedeutungsloses Begebnis bildet?

Das ist denn die Kostbarkeit des Zwischenspiels: immer um sich selbst willen zu sein, selten im verwehenden Bestehen gehalten, und niemals von der Beschwernis erregender Bedeutsamkeit bedacht zu werden.

Eben nur Spiel zu sein.

Wo und von wem mir die Kenntnis der handlungsarmen Begebenheit ward, der einigen beständigen Wert und eine bescheidene Erhaltung über den Augenblick hin zu schenken ich versuche, das weiß ich nimmer zu sagen. Und rede mir dies Statuetten-Zwischenspielchen nur vom Herzen, weil hier eine an und für sich bedeutungslose Handlung drei Menschen bilden, die so klar zu sehen mir vergönnt sind, als stünden sie in farbig glasiertem Porzellan leibhaftig vor meinen Augen.

Am galizischen Dnjestr, wo träumerisches Schilf, besonnte Wasserplätze, lautlose Einsamkeit und ungestörtes Geflügel, über dem noch die Gnade der ersten Schöpfungstage wirkt, selig nahe an das Herz Gottes gedrückt sind,

bildete sich das junge, hübsche Weib dieser nachdenksamen Geschichte feiner, als es alle bestimmenden Lehren der Gemeinschaft vermögen. Denn es empfing hier den heiligen Hauch der Unbewußtheit, die die freien Kräfte des Herzens löst und jene von ihr geformten Menschen so entbunden, angstlos und unbeschwert macht, daß sie sind, wie sonst nur sein können: Wind, Welle, Wolken, Pflanzensamen.

In den verschwiegenen Winkeln der Heimat, wo Saat, Gedeihen und Ernte immer als gleich Hohe-Zeit gefeiert waren, opferte das Mädchen mit den bäuerlichen Handlungen den noch nicht ausgestorbenen Flurgöttern zweimal neun Jahre; zweimal jene Zeitspanne, in der sich nach einem vergessenen Glauben der Inhalt jeglichen Lebens mindestens dreifach zu wandeln versucht.

Das Mädchen war stille Landjugend, ehe sie erwählt sein sollte, einem anderen, von der Gemeinschaft durchbildeten Menschen zur höchsten Zeit den Glauben: wie rätselhaft und wendungsreich dieses Ereignen sei, das Leben heißt, zu schenken, um dann wieder in Landstille und Geschehnisarmut zu versinken; allein im Besitze glücklicher Nachdenklichkeit.

Jenes Zwischenspiel nun begann, daß österreichische Reiterei durch ockergoldenen, aufwirbelnden Straßenstaub stampfte und sich im väterlichen Bauernhofe niederließ, gleich einer Schnur flugmüder Wildenten, die ins Sumpfgras sinken. In dieser Zeit bildete beständig die geheimnisreiche, aufwühlende Musik sehr ferner Kanonen den Orgelpunkt ruthenischer Kornernte.

Husaren staken dicht in dem vereinzelten Hofe der Landschaft, wie in Korbblüten gedrängt die Blättlein sich aneinander schmiegen: eines dem andern gegenüber voll Brudergesinnung. Und der schlanke Leutnant Eröly bekam das Glück, die Bequemlichkeit der schönsten Stube. Schweigende ungarische Landtiefe war ihm Heimat, wo die grenzenlos scheinende Ebenenverlassenheit den Menschen seltsam melancholisch die Empfindung bildet, auch den Schnitt und Ausdruck des Gesichtes: gespannte Wangen, die dem Kopfe die vornehme Schmäle geben, tiefliegende

Augen, deren Beschattung Schwermut ist, dünne, reizbare Nasenflügel, schmale Lippen des schon orientalischen Mundes.

Erölgy forderte den Bauer zu sich. Demütig und schweigsam trat er vor den Offizier und hatte Lust hinzuknien, aber der Reiter ließ es nicht zu dem Gewandkuß kommen, denn er fragte ohne Überhebung: „Werden fünfzig Pferde Platz finden?"

„Ja, und noch mehr als fünfzig."

„Ist kein Dorf in der Nähe?"

„Eine Stunde weit, Herr."

„Hast du zu trinken, Bauer?"

„Guten, klaren, feinen Apfelwein!"

„Bring' ihn. Habt ihr Musik?"

„Im Dorf der Schuster spielt die Harmonika."

„Jemand soll ihn holen ..."

Die Tennen schenkten gütig Heu und Hafer, die Husaren hatten abendliches Reiterhandwerk um die Rosse, fingen nichtsnutzige Liebschaften an, zehn auf eine beglückte Magd, denn es waren ihrer zu wenige da, und holten sich aus Dämmerung und Bedenksamkeit vor der Zapfenstreichstunde noch Hirtenheimweh, Pußtawehmut.

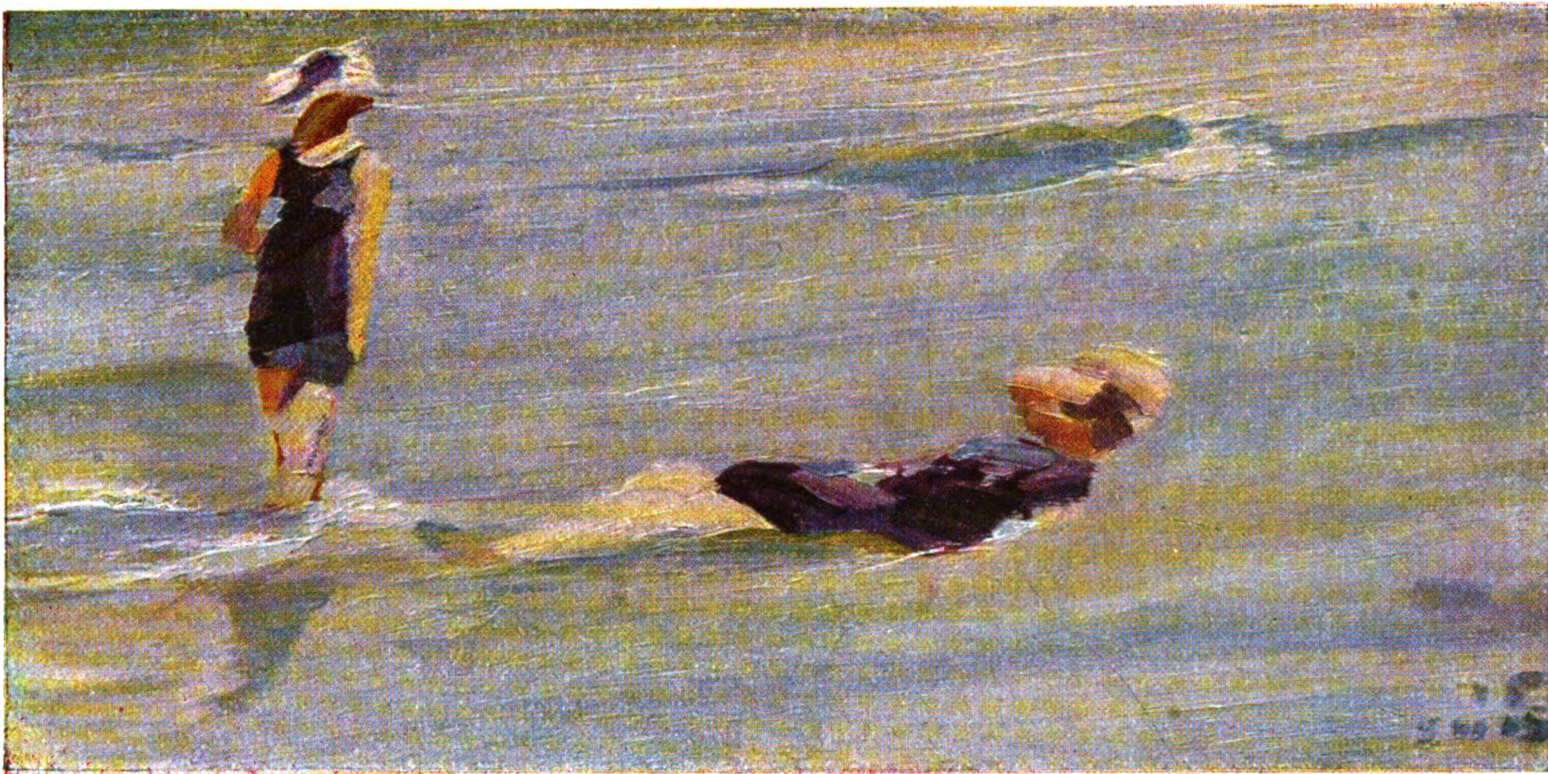
Die Bauerntochter schnitt wohlduftende Scheiben von braun-grauen Brotlaiben und jede ward von den Reitern empfangen, als schenke die Muttergottes selber, nachdem sie aus einem geweihten Bilde war lebendig worden. Über Soldaten vor Schlachten schwebt mildes Erbarmen der hohen Frau, die auch um anderer willen den Sohn hingegeben.

Der lauhauchige Augustabend wehte dann endlich den musikalischen Schuster her, und er wurde gleich zum Leutnant geführt, der vornüber gebückt saß und schrieb: an drei dumme, süße Bekanntschaften kürzlich enteilter Wochen jenen unvermeidlichen letzten Brief, dem dann ohne Beirrung folgen: Enttäuschung, Schweigen, Groll.

„Wer ist da?" fragte Erölgy aus seinen Bosheiten heraus.

„Herr Leutnant, der Schuster mit der Harmonika."

Erölgy drehte sich um und hatte den seltsamen Anblick,



Am Badestrand. Gemälde von Prof. Max Feldbauer

der jedem Menschen vielleicht zehnmal in seinem Leben an Gestalten wird, die der liebe Gott entweder vergaß oder zu überreich bedachte und damit verdarb. Diesem Schuster da aber schien beides wohl getan, denn er lächelte sehr vergnügt und bestätigte sich: „Augustin Nikojez, Herr Leutnant."

„Du bist Schuster?"

„Ich habe das Handwerk gelernt, weil ich es für meinen wirklichen Beruf am notwendigsten brauche. Der ist nämlich: Wanderschaft. Was ein ganz unabhängiger Straßenbruder sein will, muß die Schuhe selber behandeln können. Sohlenleder bieten einem die Treibriemen der Sägen im Lande in reicher Menge an."

„Und die Bekleidung?" spöttelte Eröly, dem der Schuster gefiel, denn der Stil seiner Gewandung hieß: möglichste Mannigfaltigkeit.

„Mit der Harmonika verdient," betonte Augustin sehr stolz, und er versuchte den Spott nun seinerseits geringschätzig zu behandeln: „Aber ich trage vielleicht diese Musterkarte von Kleidern lieber, wie Sie, Herr Leutnant, die Uniform. Denn an jedem Stück hängt das Bleibende eines Ereignisses. Den Halbzylinder trug ein Domherr in Agram. Ich habe mich auf seinem Weingarten eingeladen, kroatischen Rotwein getrunken und dem Herrn in Christo gezeigt, wie prachtvoll sich so ein Abend in den Reben mit Musik verleben läßt. Als Dank schenkte er mir den Hut ... Die Hosen hab' ich an einem dunklen Morgen bei einer steirischen Wirtin aus Versehen mit meinen alten vertauscht; die Wirtin hatte sie schon für ihren Mann bereitgelegt, der von ferner Verwandtschaftskirchweih kommen sollte ... Den Samtrock hat mir ein gütiger Schnellphotograph gespendet, den ich aus einem krainischen Bauernhaufen heraushieb, dabei seinen Bilderkasten rettete, aber leider meinen Rock opferte. Sein Apparat hatte nämlich den Bauerngesichtern auch die letzte Menschenähnlichkeit geleugnet, was bei solchen Schädeln immerhin möglich ist, und das Dorfrecht machte sehr kurzen Prozeß ... Sie sehen also, Herr Leutnant, es sind anekdotische Kleidungsstücke."

„Und die weiße Weste?" forschte Erölys Neugierde.

„O die!" Augustin fühlte sich gezwickt; in sein Gesicht kam ein pfiffiger Ausdruck.

„Die fand ich eigentlich. In einem Fabriksorte hingen einmal an einem Zaune sechs solche Westen zum Trocknen, vielleicht vom reichen, behäbigen Besitzer oder vom wohlhabenden Buchhalter. Fünf sind auch genug, glaubte ich und eine kann ich gerade brauchen. Sie waren rein zum Schenken hingehängt."

„Also geschnipft?" lächelte Eröly.

„Was im Winde hängt, ist der Besitz der Ruhelosen; so und nicht anders lautet das Eigentumsrecht der in Freiheit Lebenden."

„Du bist jetzt doch in deiner Heimat, zählst demnach nicht zu jener Gemeinschaft der Unbekümmerten."

„Seit zehn Tagen, aber schon nach drei weiteren gehe ich wieder. Das heißt nämlich Heimat haben: sie selten brauchen, aber ihrer sicher sein, ohne sie beständig auszunützen."

„Und deine Arbeit?"

„Ich sammle in mir für eine Zeit, wo ich ruhen werde. Ich ahme das köstliche Beispiel der Bienen nach, die müssen wissen, was recht ist, denn sie haben es vom Herrgott."

„Und der Zweck?"

„Braucht es diesen? Den haben nur die ewig Betrogenen aus Furcht vor der Seligkeit und aus Bosheit für den lieben Nächsten erfunden."

„Sieh zum Beispiel mich, du philosophischer Schuster. Ich reite mit meinen Husaren gegen den Tod."

„Weil Sie es müssen, Herr Leutnant. Und ist Müssen ein Zweck: eine Handlung aus einem Urteil, mit dem man ganz ins Reine gekommen ist?"

Da wandte sich Eröly sehr betroffen von diesem Wanderbruder, der ihm solche ungewohnte Wissenschaft über jedes bisherige Erlebnis reden wollte, als sei er eigens in diese Stunde hineingesandt und müsse ihr bohrende Nachdenklichkeit verleihen. Eröly stieß sich selbst eine wirksam werdende Überzeugung aus dem Kopfe:

„Einen Straßenzieher und lockeren Vogel willst du, Begünstigter des Lebens, so gläubig anhören?"

Ganz in diese kühle Abwendung gehüllt, wünschte nun der Leutnant: „Spiele, Schuster; wenn ich genug habe, werde ich dich bezahlen."

Und Augustin, in der einen Hand den schwarzen Halbkugelhut, in der anderen das Instrument, formte wieder seinen eigensinnigen Gedanken: „Sie wollen Stimmung von meiner Musik; da darf sie nicht aus dem gleichen Raume empfangen werden. Ich werde unter dem Fenster musizieren."

Und dieser Eigengebildete stieß Eröly in einen Strom von Bedachtsamkeit, die sich, nach allen Seiten gewendet, immer zu dem einen Satze klärte: seine Ungebundenheit, Zwecklosigkeit und das Glück seines Leichtsinnes sollten also die wirkliche Freiheit sein?

Zu dumm. Erölŋ hatte nie darüber nachgedacht, wozu ihn nun des Schusters Dämmermusik da drunten unabwendbar zwang. Ja, nach dem Sinne dieses in alle Weite Verlorenen und der bürgerlichen Meinung nach vielleicht Mißratenen hatte Erölŋ die Bestimmung dieses Lebens versäumt und sich betrogen mit Beruf, Freude, zusammenstimmender Gemeinsamkeit und eingebildetem Gleichklang aller Geschehnisse. Oder aber jenes bereichernde, frei und seligmachende Amt der Endlosigkeit, jene Zerlöstheit in allen Winden, die Augustin, gleichsam geizig mit sich und der Idee, nur andeutete, war Trug, Torentum, ja Versündigung.

Und Erölŋ, der in den fernen, verführenden Städten Allzuweltliche, empfand hier die drängende Weisung: Einkehr, Prüfung der Theorie dessen, der ihm gewünschte Musik gab von einem Instrumente, das jenem bescheidenen, einfältigen Geiste angehörte, zu dem er sich niemals neigte.

War dies nun ein Sinnbild?

Schien es nicht, als sollte dem hier Einsamen der Glaube genommen werden, daß seine Art zu leben die einzig geweihte, vorbestimmte und bestätigte sei, und sich solche verhärtete Eitelkeit, von einem armen Bruder Habenichts kaum durch ein Dutzend Minuten belächelt, mit

einigen hingeworfenen Sätzen schon durchstoßen und unhaltbar fühlte?

Dumme, dumme ... und doch heilsame Betrachtung!

Eben als drunten Augustin wohl einen Abendwind mit behutsamen Stimmkoppelungen harmonisierte, brachten zwei Mägde unaufgefordert Licht und Pflanzen in Erölys Zimmer, an denen er sah, daß es Geschenke des hohen Sommers seien: Mohn, Kornähren, Lindenlaub und Gartenblüten. In Verwunderung und stummer Begier folgte er ohne Frage dem Beginnen derer, die das Bett mit frischem Linnen bezogen, mit Weihwasser überstäubten, Blumen und Laub am bereiten Lager zerstreuten, als gelte es ein heimliches Bettfest vorzubereiten. Aber Eröly störte die schweigenden, feierlichen Mägde nicht, sondern belächelte nur, daß er eine so sehr geschmückte Nacht haben sollte, wie wohl niemals noch, denn einen Brauch bekränzter Betten für Besucher kannte das Gastrecht seiner Heimat nicht.

„Will diese eigentümliche Sitte meinen ersten Schlaf segnen?“ zweifelte er und überdachte das Zeremonienhafte des Lebens der Landeinsamkeit. Aber, als sollte der Überraschungen kein Ende werden, kam nach den Mägden der Bauer noch feierlicher mit einem sehr hübschen Mädchen und schenkte sie Eröly hin, als wäre es die natürlichste Gabe der Welt.

„Diese meine Tochter ist für die Nacht Euer, Herr.“

Da sah sich der Leutnant vor einem holden, lächelnden Rätsel und er wußte sich keinen anderen Rat, als daß er den Schuster anrief und ihn verlegen um Auslegung und Bedeutung bat.

Der aber rief sehr neidisch hinauf: „Es ist ein uralter Ruthenenbrauch, Herr Leutnant; seltsame Sitte gegen Gäste. Und diese Hausgewohnheit dürfen Sie nicht brechen. Ich werde es Ihnen leichter machen.“

Und sogleich kamen von drunten musikalische Neckerei, Glückwünsche und Tänze, sprühten in das Fenster herauf als Kapriolen des seltsamen Geistes und konnten nur für das genommen werden, als was sie der Spieler entließ: Hochzeitsmusik ...

Eröly sah die herbe Schönheit des Landkindes, das

ihm unbedachter angeboten war als eine dem Baume zu früh entfallene Sommerfrucht. Aber in dem Gesichte, das von der milden Bronzefarbe der Feldmenschen behaucht war, die besonders die Frauen mit einer fremden Schönheit beschenkt, lagen nicht Angst oder Leid, sondern nur heimliche, reizvolle Schimmer ungewisser Erwartung.

Und was tat sie nun da, in dem eigenartigen Stubenlichte, das gebildet wurde aus dem Scheine der rötlich brennenden Lampe und dem grauen, entrinnenden Tagleuchten, das sich noch mit letzter, gelinder Kraft durch das Fenster zwang? Schweigend begann sie ihr Kleid aufzuhaken, so natürlich, hingebend und selbstverständlich, als käme sie begehrend von der Hochzeit mit Eröly und müsse nun endlich die Liebeserfüllung an dem jungfräulichen Körper dulden.

Der Leutnant wollte sie schon nach dem Sinn und Ende dieses Beginnens fragen, aber da hieß ihn die Angst, es könnte das schöne, verheißende Abendbild zu bald zerrinnen, stille sein, und er beruhigte wirklich die neugierigen Stimmen in sich.

Das Mädchen hatte nun Arme, Nacken und auch die oberste herbe Frauenwölbung der Brust frei und Eröly empfand das Glück des Anblickes dieser Haut mit jenem goldmatten, gesunden, lockenden Schimmer, an dem ungezählte Male Heiligkeit, Geist und Vorsatz zur Narretei wurden und deren holde Entblößtheit allein Reiche zerstörte, Könige verdarb und ewig im Völkererinnern dauernden Ereignissen eine süße, aber an und für sich bald vergehende Ursache war. Eröly bemerkte mit immer größerem Erstaunen die unerwartete Gefülltheit dieser Minuten: die köstliche Schustermusik, die Abendstimmung neben der sich eben entwickelnden Anekdote, die leise, hübsche Harmonie der feingetönten Frauenhaut mit dem weißen Leinenhemde, die starken, wohlig gerundeten Mädchenarme, welche nun ohne Hast die Haarknoten zu lösen versuchten, die spielenden, jeden Augenblick sich ändernden Dämmerlichtwirkungen.

Ohne Zweifel: hier sollte ihm ein langer Abend voll Liebe, Hingebung, Duldung um eines uralten Hausbrauches willen geschenkt sein, den er nur so leicht und

dankbar zu empfangen brauchte, wie er, reich an natürlicher, innigster Anmut, angeboten war. Hier sollte für ihn Geschenk, geweihte Gabe sein, was wo anders nur Raub, versteckte Sünde und häßlicher Fall war; hier wirkte mit Beseeltheit, was sonst nach Stillung eines Fluches aussah.

Ach, Eröly hatte viele Frauen geliebt, genossen und genarrt, mit den Wesensarten änderte sich die Form, mit den Formen der Erlebnisse die Dauer des Genusses und Gedenkens. Manche hatte er sich errungen und geraubt, manche empfangen, wie man Früchte aus reifenden Bäumen nimmt: kaum mit Begehren berührt, löst sich auch schon spendefreudig der Stengel; manche hatte ihn der lächelnde Zufall an das Herz geworfen, und andere wieder blieben ihm versagt. Und da hatte er sie an sich gerissen nach leidenschafterzeugenden Bällen und reichen, betörenden Gastmählern, in Frauengemächern unter dem Sternenhimmel, in belaubten und herbstlichen Büschen, hatte sie erweckt zu Seufzern, Schluchzen, Beteuerungen, Schreien, sie glücklich, elend, sündig und ratlos gemacht: alles, alles, was so eine Jugend ohne Verantwortung nur vermag. Und da hingen in seinem Herzen noch immer einzelne, abgerissene Fadenendchen, an denen er einmal bestürmte und erreichte Herzen hielt, da war oft auch wieder der kleine Name einer Geliebten längst getilgt oder brannten wie kleine schmerzliche Male einige nicht süß und angenehm vollendete Geschichten von Frauen, die dem Gefühle nach bedeutender als dieser junge Leutnant waren, dem die Liebe nur ein Kapital schien, aus dem er mit Wuchergewinn Erinnerungszinsen zu schlagen sich berechtigt wähnte.

Ja, hier aber war ein sich entkleidendes Kind, dem kein entronnenes Geschehnis glich, dessen bräutliche Enteignung sich so süß und merkwürdig gab, daß es nichts von all dem Häßlichen, Entwürdigenden der Gewohnheit hatte: denn es war nicht Fall oder Überredung, weder Begierde noch Geschäft.

Zum zweiten Male an diesem Abende blieb ihm eine Lehre angeboten, die durchaus neue Gläubigkeit forderte.

Zuerst von jenem Schuster, der da unten noch immer seine Unbekümmertheit ausmusizierte: die erlösende Trostidee von den wahren Bestimmungen dieses Lebens, und nun von diesem Mädchen: der verklärte Laut Liebe, zu dessen Verzerrung auch er beitrug.

Aber es bestand nun die große, nicht zu lösende Frage: Ward ihm dieser neue, gewandte Sinn geoffenbart, weil ihm über alle Schlachten hin, die wohl noch kommen sollten, ein erneutes Leben bestimmt war, dessen bessere Erfülltheit er so unverhofft erkennen mußte, oder sollte diese Sinnesbekehrung und Einkehr ihm noch einmal schön, zwingend und unausweichlich vor dem Dahingehen zeigen, wie wunderbar reich und durchwandelnswert sich dieses Leben bereiten ließ, an dessen Ende er vielleicht nun schmerzliche Augenöffnung erleben sollte, als Sühne die Mahnung: So hättest du, Blinder und Tauber, es haben können, denn auch du warst gleich allen anderen erwählt.

Und da geschah es, daß der Leutnant Eröly, der sich nie einem gefügigen Weibe versagt hatte, größer war als das Geschenk, das sich ihm abendstill anbot. Er redete sie nach den vielen Minuten voll bedenkenden Schweigens leise an: „Ziehe dein Kleid wieder an und geh, geh!"

Große, staunende Mädchenaugen hingen an dem Leutnant mit einer insgeheimen Frage.

„Ja, es ist mein Ernst, geh, Mädchen!"

Einer kleinen, feinen Versuchung widerstand er nicht: er nahm sie mit beiden Händen an den lauen, vor leichtem Hautdunst sich samtig anfühlenden Schultern, streichelte an den Armen hinab und fühlte die leise prickelnde, warme Pfirsichrauheit der Haut derer, die die Seltsamkeit und Überwindung seines Geschenkes an sie mit dunkler Ahnung empfand.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Alle sagen mir Rojenica."

Zärtlich und andächtig sprach sie diesen Namen aus, der jener der seligen, weißen, milden Geburtsgöttinnen ist, die an den slawischen Mutterbetten stehen; so zärtlich klang er aus ihrem Munde, als wäre sie selbst, in Körperlich-

keit gebannt, eine der holden Frauen und empfände nun Heimweh nach dem ewigen, entbehrten Heimatreiche.

„Geh, Rosenica," drängte er, als sei er dieser Entsagung doch nicht ganz sicher und fürchte einen überstürzten Aufruhr von törichten und nun gebändigten Wünschen. Gerade in dieser Zeit modulierte der Schuster drunten eine angenehme Tonfolge, deren Zusammenklang heimlich auf Erölh derart wirkte, daß er dem Mädchen wider Erwartung noch einmal nachrief: „Rosenica!" Lächelnd blieb sie stehen und folgte ihm wortlos, als er sie bat: „Komm noch einmal her ... Rosenica, ich werde vielleicht schon in den nächsten Tagen in die Schlacht kommen und wer weiß, wie bald ich still und kalt bin. Möchtest du mich nicht einmal küssen, daß ich oft daran denken kann?"

Und der Leutnant, dem ein Kuß immer nur drängender Anfang oder gesättigtes Ende, niemals aber ein sehnsüchtig gewünschtes Ding an und für sich bedeutet hatte, erwartete hier das zärtliche Mundspiel mit Andacht. Rosenica spannte ihm die noch immer erregend nackten Arme um den Hals, schenkte ihm den süßen Frauenhauch auf den Mund, straffte die Arme, ohne an seinem Nacken ihre Hände zu lösen und sah Erölh zutraulich und stumm ins braune Reitergesicht. Dann überließ sie ihn seiner Nachdenklichkeit und allen anstürmenden Ahnungen, denen die Harmonikatöne bald zu hell in ihr dunkles Bestehen schnitten.

Der Leutnant rief hinab: „Geh heim, Augustin, deine Musik war gut!"

Ein Geldstück klingelte unten auf, einige Sekunden später aber, zurückgeworfen, wieder auf dem Boden von Erölhs Zimmer und dann war in Regungslosigkeit starrende Nacht. Sie, die ungewöhnlich verheißend begonnen hatte, entrann wie ein grauer Schatten ...

⌘ ⌘ ⌘

Es war ein Schwarm vorgeschobener Reiterei, dessen Leutnant das hübsche, gedankenanregende Abenteuer durchkostete. Am nächsten Morgen ritten sie nach allen Windreihen hinein in die Ebene, in deren flimmerndem Luft-

zittern die ruthenischen Bauern immer noch Ernte hielten, als sei der sanften, träumenden Zeit überhaupt kein Beschluß. Der Leutnant, der einlaufende Meldungen aufnahm, und Rojenica, die der Hausarbeit gehörte, gedachten in manchmal aufblitzender Nachdenksamkeit des Abends, seines Kusses und der Harmonikamusik.

Eröly ritt am Spätnachmittag selbst in das graugrüne Land, um Plätze für einsame Feldwachen zu finden, und er war nun am einbrechenden Abend einsam, müd und unzufrieden, denn der Sinn jener Erkenntnisse wollte sich nicht klären: Anfang oder Ende, Verheißung oder Vorwurf. Rojenica aber sah, wie er nacheinander Licht entzündete und es wieder ausblies, hörte, wie er eine Melodie begann und doch gleich abbrach, fühlte mit der feinen, ungeschliffenen Ahnung des Naturkindes, daß droben die Stille mit geheimnisreicher Qual jeden Augenblick belebter ward; und sie machte sich mit eigener Aufmunterung stark und vorbereitet zu einem Troste für ihn: „Er ist ganz allein, er hat keine Liebste und keine Frau. Seine Heimat und wohl auch seine Mutter sind weit von ihm und er wird bald sterben. Er hat die Musik gerne. Vielleicht ist es ihm lieb, wenn ihm jemand etwas singt."

Sie versteckte sich unter seinem Fenster.

„Er wird glauben, daß es eine Magd ist."

Und sie begann zu singen, mit leiser, spannender Beklemmung, ohne die Stimme voll anzudrücken; aber gut paßte gerade diese scheue Nachgiebigkeit und ängstliche Schwäche zu der stillen, schwermütigen Art dieser Lieder, die schön und sinnig über alle Maßen sind.

„Der Rosenstock hat schon Blüten,
Wunderschöne, rote, heiße Blüten.
Sieh, die Vögel singen im Gebüsch,
Nachtigall und eine späte Amsel;
Die Luft ist lau wie eine zarte Hand.
Wo bist du? Wo bleibst du?
Da alles schon bereit ist, dich erwartet,
Um dich königlich zu empfangen."

Dies war Rojenicas Lied, das sie hinauf in sein offenes Fenster sandte, in dem goldiger Rotschein ausgebreitet lag, hinaussandte, weil er gerne Musik hörte und

so abendallein war. Und der Leutnant nahm das Lied wie ein Geschenk entgegen, erfreuter als dereinst Schmuckgold, Liebesgaben und sonstige verzuckerte Aufmerksamkeiten aus gepflegten, parfümierten Händen.

Es war ja so schön, innig und nehmenswert.

Er beugte sich zum Fenster hinaus und rief leise in die Nachtluft hinein: „Rojenica!" Ruhe war draußen, nur von ferne wehte das heilige Nachtrauschen der Gewässer.

„Rojenica!" Noch immer kam keine Antwort zurück.

„Rojenica, tritt nur aus deinem Versteck! Ich weiß, du bist es, nur du mußt es sein, denn niemand anders kann so schön singen!"

Dieses herzliche Lob aus seinem Munde tat ihr wohl und rieselte an ihrem Leibe hinunter wie ein laues Strömen ganz gelinde erwärmten Wassers. Erkannt und erraten, trat sie in den Schein des Fensters, der auf die Hoferde draußen ein helles Viereck legte, in dem sie nun stand wie ein trügendes Abendbild. Sie gab ihr verborgenes Gesangständchen auch zu: „Ja, Herr, ich habe gesungen."

„Es war wunderschön, ich danke dir."

„Ich habe es gerne getan."

„Du bist gut, hübsch und lieb. Du verdienst den Namen Rojenica. Willst du mir nicht etwas von diesen schönen Frauen erzählen?"

Da stand sie unter seinem Fenster und sprach, den Kopf um einiges erhoben, zu ihm hinauf, der in dem Fenster lehnte und jedes ihrer leisen, behutsamen Worte in Empfang nahm, als würden ihm Blumen hinaufgeworfen. Sie selbst schien in dieser Stimmung des Tagendes ein holder Geist, in die Dämmerung hergezaubert, zu sein, der, ach, so bald entschwinden würde. Nach einiger Zeit sagte sie: „Ich habe nun viel erzählt."

„Ja. Du bist wohl müde. Geh nur! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Der Leutnant löschte das Licht aus und stellte sich noch einmal an das Fenster, das nun dunkel und blind war. Rojenica aber sah ihn dennoch oben stehen und meinte, er könne sie nun in dem Hofdunkel nicht bemerken. Das gleiche aber dachte auch der Offizier von sich; so

standen sie denn vielleicht hundert Herzschläge lang und nahmen geheimen, in ihrem Glauben vom andern nicht erspähten Abschied ...

※ ※ ※

In dieser Nacht bekam Erölq den Befehl, das Gehöft zu verlassen, und im zartesten Morgenglanz ritten sie über die frühtauigen Wiesen davon, auf denen stellenweise noch Silberdunst strich. Der Leutnant hatte den Alarm nicht blasen lassen und ertappte sich nachher bei einer kleinen allerliebsten Lüge, die ihn nachträglich ärgerte, denn im Innersten entwickelte sich sogar ein boshaftes Frage- und Antwortspiel daraus: „Warum ließest du nicht blasen?" ‚Wir sind nahe am Feinde.' „Nur darum?" ‚Ja!' „Nicht vielleicht deshalb, weil du eine zu wecken fürchtest?" ‚Ach, Unsinn!' „Wirklich nicht?" ‚Nein!' „So?!" ‚Überhaupt, ade, dummer Traum zweier einsamer Abende!' „Dummer Traum?" ‚Was sonst?' „Du könntest wirklich nicht mehr an Sinn und Bedeutung der vielleicht zufälligen, vielleicht aber auch dir vorbestimmten Offenbarungen denken? Wirklich nicht?" ‚Ach was, Soldaten vor dem Feinde sollen alle Besonnenheit niederschlagen!' „Das wäre ein Irrtum. Im Gegenteil: Nahe am Tode steht die Erkenntnis."

Erölq entwich der Stimme nicht mehr. Über feine, sanft gerundete Landerhebungen ritten sie hin, die so regelmäßig erhöht waren, als seien sie Frauenbrüsten nachgebildet worden. Auf diesen Büheln stand hochreifes Gras, dessen Wellen im linden Morgenwind unaufhörlich rannen. Aber Reiter sehen zu solchen Zeiten nicht auf nickendes, winkendes Gras und wäre es noch so saftig und sensenbedürftig.

In dem Dorfe, zu dem der Landstreicher Augustin Nikojez ohne besonderes Recht Heimat sagte, empfing Erölq von dem Vorsteher Salz und Brot als Sinnbilder von Frieden und Ergebenheit ...

Am späten Nachmittag rannte der musikalische Schuster mit seinem Instrument, aber ohne den Domherrn-Kugelhut zu Rojenica und sein verwirrter Ruf traf sie bei der Gänsefütterung. Mitten in das angstvoll auseinanderstiebende Federvieh sprang er hinein, das Gesicht vom

Schweiß überronnen, die Haare wüst, die Augenränder entzündet.

„Was ist, Guschtin? Bist du verrückt?"

„Sie haben ihn, Rojenica, sie haben ihn."

„Wen?"

„Den lieben, guten, jungen Leutnant."

„Wer?"

„Die Bande, die Rußki."

Da glaubte Rojenica, es sei ihr plötzlich etwas Kühles, Schmerzliches mitten in das Herz gedrungen und wie von weitem, von dem laubreichen Dnjestrgesträuch her, vernahm sie die besorgte Stimme des Schusters: „Halte dich nur an mich. So ... So ..."

Aber immer näher und dringender klang der Stimmenlaut, bis sie wußte, daß es nicht täuschender Traum, sondern der erregte und schweißtröpfelnde Augustin sei, der da herausstieß, was sich nicht zu ausführlicher Darstellung binden wollte: „Am Morgen ist der Leutnant mit den Husaren eingeritten ... Glaszy, der Vorsteher, hat nachmittags Boten zu den Russen geschickt, daß Österreicher in dem Dorfe sind ... Da bin ich mit der Harmonika gelaufen ..."

Rojenica kannte das Dorf gut, desgleichen die Flußufer nach Osten und Westen, denn dort fischte der Vater gerne, weil in den buschschattigen, verdunkelten Stellen des Wassers die Fische in aneinandergeballten Schwärmen ausruhend standen und in der Kühle selbst die Flossenbewegung erstarren ließen ...

Wiese, Wald und Wasser umstanden die Husaren. Erödy wußte von Streifern und ahnte von nicht mehr wiedergekehrten Meldereitern, daß diese österreichischen Husaren eine zerbröckelnde Insel waren inmitten von lauerndem Unheil. Blieben also: Tod, Gefangenschaft oder ein Wunderritt auf das Geratewohl und damit das Erreichen der freien Landbühel.

Einfach: Kurzen Reiterentschluß. Der Leutnant rief in Stille und Bereitschaft zu allem die Husaren zusammen: „Aufsatteln! ... Pallasch lockern! ... Sankt Georg, Reiterpatron, sei gnädig! ..."

Gleich einem wilden Hornissenknäuel fegt der Ritt über die Wiese, die sich zwischen Dorf und Wald dehnt. Wie das höhnende Lachen eines unversöhnlichen Dämons sticht ein Maschinengewehr in die Luft. Die Reiterheiligen und Soldatenpatrone haben sich dem Schwarm der Österreicher versagt. Zurück!

Der Leutnant verteilte die Soldaten auf einzelne Häuser, gab jedem noch die Hand als Bruder, denn es schien die große, unausweichliche Heimkehr sehr nahe. Er selber trat in ein ebenerdiges Haus, legte seine Reiterpistolen auf das Fensterbrett und sah durch die staubübergrauten Scheiben hinaus.

Da geschah es, daß er an den Abend denken mußte, an dem ihm Rojenica im dunklen Hofe das Lied von Blüte und Erwartung sang; und es schien, als habe diese Erinnerung nur in einem Winkel seines Herzens gelauert, um in den ersten Augenblicken reicherer Besinnung über ihn zu stürzen und allen bitteren Vorwurf wider ihn zu führen mit den Worten: „Du tausendmal Genießender und dich erwählt Wähnender in jenen großen, zusammengewürfelten Städten, in denen Gott zum Geschäft erniedrigt wurde, nun bist du am Ende all dessen, was dich, zeit deines Lebens, erhob und dem du nachliefst im Glauben, es sei der alleinige Sinn der kleinen Frist, die dir zu besserer Erkenntnis anberaumt war, und die du nach deiner Art todsicher versäumen mußtest. Sieh aber nun am Ende dieser Tage, wie dich ein lumpiger Schuster und die einfältigste aller Frauen, die je vor dein Gesicht trat, die Tiefe dessen ermessen lernten, dem du immer nur den leuchtenden Schaum entnahmst und dich damit selbst betrogst. Das wisse jetzt und in dieser unendlich verspäteten Erkenntnis empfange die Buße für die Irrungen des Gewesenen. Denn nun kennst du auch die Deutung jener nachdenklichen Unruhe."

Gut. Hier liegen die Pistolen, verschenkbar bis auf die letzte Kugel; diese sollte der Gesandte des stillen, bleichen Königs sein, in dessen ewigen, heiligen Reichen begnadeter Aufenthalt war, bei andauernder Besonntheit ...

Rojenica hatte nach den sehr traurigen drei Sätzen

des Schusters nicht geweint oder Gott gelästert. Sie nahm seine Hand und rief ihn sehr leise an: „Guschtin!"

„Was ist, Rojenica?"

„Willst du mit mir?"

„Wohin?"

„Zum Leutnant."

„Ja."

Und sie spannten eine stillaufende Kalesche ein, die der Bauer für nahe Feldfahrten brauchte. Rojenica bat den Schuster auch in den Keller hinab.

„Pack' an, Guschtin!"

„Was ist das?"

„Du siehst ja: ein Faß."

„Was ist darin?"

„Petroleum."

Augustin glaubte, ihr Köpflein habe bei dem Schrecken wirklich Schaden gelitten und um sie nicht zu erregen, half er ihr, das Faß auf den Wagen zu heben; dann fuhren sie über dämmerndes Land dahin und der Schuster hielt dabei seine Harmonika zärtlich in den Händen.

Es war schon Abend, als sie an das Waldband stießen.

„Guschtin, wie tief ist der Wald?"

„Vielleicht zweihundert Schritte, vielleicht vierhundert."

„Und dann?"

„Sind fünfhundert Schritte Wiese."

„Dann kommt das Dorf?"

„Ja."

Trockene, zinnoberrote Wacholderbüsche leuchteten am Waldrande, die besprengte sie mit Petroleum, goß es an Stämmen hinab, beträufelte das augustdürre Moos und legte Feuer daran. Fassungslos und im strömenden, beizenden Rauch hustend fragte der Schuster: „Was ist das, Rojenica?"

„Feuer."

„Was willst du?"

„Du bist ein Narr. Der brennende Wald wird dem Leutnant ein Zeichen sein: Freunde sind nahe."

„Du gute, du gescheite Rojenica."

Es war eine tröstliche Lüge, mit der er sie da lobte.

„Sag', bin ich auch schön?"

„Schön wie die Waldfrauen."

„Guschtin!"

„Ja."

„Glaubst du, kann ein Leutnant auch eine Bäuerin heiraten?"

„Auch."

„Wirklich?"

„Ja."

Dann starrten sie in die singenden, lebendiger werdenden Flammen. Plötzlich zuckte Rojenica auf, als habe sie ein Gedanke gestoßen."

„Guschtin, wir gehen."

„Wohin?"

„Ins Dorf."

„Jetzt?"

„Jetzt."

„Warum?"

„Wir wollen den Leutnant suchen."

Sie band das Pferd an, es graste im tiefrotgoldenen Brandscheine ohne Unruhe, nur manchmal hob es den Kopf, als sei es über die seltsame, ungewohnte Abendwärme verwundert, aber doch erfreut.

Sommergrünes Gras ist im Lichtglanze immer von eigentümlicher Färbung, um so mehr noch, wenn es leicht betaut liegt und die Dunstperlen darauf hängen wie die aufgefangenen Tränen eines wiesenwandelnden Geistes. Das sahen jetzt die beiden törichten Kinder, die so neben dem Leben und neben den Geschehnissen her wandelten, als gehöre ihr Glaube noch immer der holden Wunderbarkeit, und wußten doch beide genau, was sie erwartete.

Hier auf der überrauchten Wiese wendeten sie einige Ewigstille um, aber Augustin sagte: „Man erkennt keinen, Rojenica."

„O ich weiß: Der Leutnant ist auf der Achsel anders wie die Husaren."

Aber sie fanden Eröly nicht und es sagte der Schuster: „Warte in meinem Hause, bis es Tag wird."

Und der Zufall, der manchmal so unendlich gütig und milde ist, spielte ihnen gnädig in die Hände. Als sie in

Augustins Haus kamen, fanden sie da den Leutnant: blaß, beruhigt und von Erfüllung beschenkt. Sie blieben still und Rojenica betete, denn vielleicht irrte seine Seele noch schmerzreiche Gänge vor der Himmelfahrt.

Dann fragte sie zaghaft: „Guschtin, hast du Blumen in deinem Hause?"

„Nein."

Sie bahrte den, der oft bei Seide und Duft geruht, auf dem Schusterbette hin und stellte ihm die einzige Kerze des armseligen Haushaltes zu Häupten.

„Spiel' ihm etwas, Guschtin; er hörte gerne Musik."

Und der Schuster lockte aus der Harmonika getragene Akkorde als düstere Begleitung dieser schweren Stunde. Dann sang auch sie ihm süß wie damals im Hofe am Abend; aber es war ein anderes Lied:

„Heute geht der Sturm laut ... laut ...
Morgen werden Flocken fallen, leis ... leis ...
Dann werden Blumen blühn ... blühn ...
Werden liebe Vögel ziehn ... ziehn ...
Wird die Sommersonne glühn ... glühn ...
Werden wieder Blätter fallen, gelb und rot ...
Und du weißt es nicht ... du bist tot ..."

Der Schuster verbarg bei dem Gesange sein Gesicht. Er wollte Rojenica dabei nicht ansehen ...

„Guschtin, ich kann ihn nicht begraben."

Stille blieb ...

„Du wirst ihn begraben."

„Ja, Rojenica."

„Mach' ein breites Grab."

„Ja."

„Lege ihn still und fein hinein."

Augustin nickte ...

„Unter den Kopf gib ihm einen Polster."

„Ja."

„Daß er gut schläft."

„Ja."

„Gute Nacht, Guschtin."

„Gute Nacht, Rojenica."

Und sie fuhr mit der leislaufenden Kalesche wieder über träumende, vom Graswehen übernickte Landhügel heim ...

— —



Friesin
Gemälde von Prof. Otto Heinr. Engel

TAMSEL und Frau von Wreech

Von Fedor von Zobeltitz

An einem duftigen Maientage traf ich in Tamsel ein. In Küstrin beginnen die Erinnerungen an den Kronprinzen Fritz, und überall ringsum mahnen Ortschaften wie Goritz, Gorgast, Güstebiese, Zorndorf an König Friedrichs Schwert. Der alte Fontane fuhr Anfang der sechziger Jahre v. J. noch auf einem Passagierboot der Oder von Frankfurt nach Küstrin. Das war sicher hübscher und malerischer als die Fahrt mit der Eisenbahn — aber man muß dazu Zeit haben und sich auf die Dampfer verlassen können. Von der Bahn aus schweift der Blick zunächst über Tamsels herrlichen Park und streift auch das Denkmal, das Graf Hermann Schwerin dem Andenken des großen Königs setzen ließ. Als Wilhelm I. in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1861 von der Krönung in Königsberg heimkehrte, strahlte die Rauchsche Viktoria auf dem Monument in bengalischem Feuer. Bengalisches Feuer ersetzte damals bei feierlicher Gelegenheit die Helle elektrischen Lichts. Aber es soll dennoch sehr schön gewesen sein, und die Zeitungen erzählten von einem ‚Augenblick hoher Weihe'.

Tamsel hat zwei große Erinnerungen: an Hans Adam von Schoening und an seine Enkelin Luise Eleonore von Wreech. Es ist ein altes Ordensgut. Die Herren von Schoenbeck erhielten es 1510 zu Lehn und waren bis zum 16. Mai 1653 hier sässig. An diesem Tage kaufte es der Vater des Feldmarschalls Schoening. Über ihn ist nur wenig bekannt. Er war Rittmeister in brandenburgischen Diensten und mit Marianne von Schapelow aus Wulkow vermählt, einer Schwester der ersten Frau des Derfflingers. Ein Jahr nach der Hochzeit, am 1. Oktober 1641, wurde dem Paar ein Sohn geboren, der nach dem Vater die Vornamen Hans Adam in der Taufe erhielt.

Hans Adams Leben ist ein Roman, und Brachvogel, der unermüdliche Spürer in alten Familiengeschichten, hat denn auch die große Streitepisode Schoenings mit dem General von Barfuß durch vier Bände verarbeitet. Hans Adams Jugend war im übrigen die der märkischen Edelleute jener Zeit. Es fehlte nicht an lustigen Raufhändeln während der Studienjahre zu Wittenberg und Straßburg und nicht an bunten Abenteuern auf der üblichen Kavaliertour nach Paris. Er schwirrte aber noch weiter durch die farbige Welt, besuchte Italien, unternahm dazwischen einen Streifzug auf den Galeeren des Malteserordens gegen die Ungläubigen, um sich die ritterlichen Sporen zu verdienen, ging nach Spanien und England und kehrte erst nach fünf Jahren auf die märkische Scholle zurück, um seinem Vater kurz vor seinem Tode noch einmal in die Augen schauen zu können.

Nun begann für Schoening der Ernst des Lebens. Er vermählte sich mit einem Fräulein von Poellnitz, trat in kurfürstliche Dienste und avancierte so rasch, daß er schon 1677, kaum sechsunddreißigjährig, als Generalmajor geführt wurde. Der Feldzug gegen Turenne, die Verjagung der Schweden, die Kämpfe um Rügen und Stralsund, an denen er rühmlichen Anteil nahm, hatten sein soldatisches Ansehen befestigt. Der preußische Winterfeldzug brachte ihm die Ernennung zum Generalleutnant und zum Gouverneur von Berlin, das nach Sparrs Plänen festungsartig ausgebaut worden war.

Aber zur Berühmtheit wurde Hans Adam erst als Türkensieger. Es waren andre Zeiten als jetzt. In der europäischen Christenheit regte sich noch der uralte Haß gegen die ‚Ungläubigen', der schon die Kreuzfahrer begeistert und Johanniter und Malteser zu ihren abenteuerlichen Zügen getrieben hatte. Bis vor Wien hatten die Türken ihre Roßschweife getragen, und Ofen war in ihrer Hand. In den katholischen Landen war die Begeisterung für den neuen Kreuzzug gewaltig, aber auch in der Hilfstruppe, die der brandenburgische Kurfürst vertragsmäßig dem Kaiser zu stellen hatte, schlugen die Herzen höher bei dem Gedanken einer Besiegung des Christenfeinds. Bei Crossen an der Oder nahm der siebenundsechzigjährige Kurfürst selbst

die Musterung über das ‚Auxiliarcorps' ab. Schoening war Oberstkommandierender, Generalmajor von Marwitz, Derfflingers Schwiegersohn, Generalwachtmeister von Barfuß und Generaladjutant von Brand unterstanden seinem Befehl. Die Truppe war herrlich ausgerüstet: blau das Fußvolk, braun die Artillerie, die Reiterei in ledernen Kolletten. Je zwei Soldaten hatten ihr Zelt, Piekeniere und Unteroffiziere trugen Pistolen im Gürtel, die Dragoner dazu noch Dolche. Heute wäre es uns ein wunderliches Maskenspiel gewesen.

Aber dies Operettenheer schlug sich vor Ofen mit unerhörter Tapferkeit. Vom preußischen Adel fielen manche unter dem Krummsäbel, so zwei Grafen Dohna, während ein dritter, Graf Christoph, uns in seinen Erinnerungen ein prächtiges Farbenbild jener heißen Tage hinterlassen konnte. Neben Barfuß errang sich hier Schoening seinen unsterblich gewordenen Ruhm. Auch sein ältester Sohn muß schon mit dabei gewesen sein, denn die Schilderer des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin erzählen, daß er in ungarischer Tracht neben dem Wagen seines etwas unpäßlichen Vaters einhergeritten sei. Gefangene Türken und Türkinnen folgten dem Wagen — ja, auch türkische Weiber, und vielleicht war die holde Fatime unter ihnen, die Hans Adam beutegierigen Panduren entrissen hatte und die später als Geliebte des starken August von Sachsen-Polen Mutter des Feldmarschalls Grafen Rutowski wurde.

Der Sturm um Ofen hatte auch die ersten Zwistigkeiten zwischen Schoening und Barfuß gebracht, die Keime zu dem berühmten Haß, der im Barnim und im Oderbruch noch heute im Volksmunde lebendig ist. Ein paar Jahre später, bei der Belagerung von Bonn, kam er zu offenem Ausbruch. Gegenseitige Verbitterung und Eifersüchtelei waren die Hauptursachen. Barfuß hieb mit seinem Stock auf Schoening los, Schoening zog den Degen; Offiziere trennten die beiden Generale, Arrest folgte. Das war nicht das Schlimmste. Es folgte auch noch ein kurfürstliches Reskript, laut dem Schoening in ziemlich ungnädiger Weise freigestellt wurde, den brandenburgischen

Dienst zu verlassen. Er trat mit dreißig Kameraden in sächsischen, doch auch hier begannen bald die Intrigen gegen den gar nicht willkommenen Eindringling. Während der Rheinkampagne 1691 waren die sächsischen Truppen im kaiserlichen Heere schlecht gehalten, und darüber beklagte sich Schoening in Wien. Seine energische Sprache verschnupfte, und da er damals in Dresden viel in französischen Kreisen verkehrte, so gab man sich am Wiener Hofe den Anschein, ein sächsisch-französisches Bündnis zu wittern und ließ den alten Haudegen bei einem Kuraufenthalt in Teplitz verhaften und nach dem Spielberg bringen. Dort schmachtete er zwei Jahre, ohne daß man ihm ein ‚Verbrechen wider die Interessen des Reichs' hätte nachweisen können, bis es endlich den Bemühungen des Kurfürsten Friedrich August gelang, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Um die Gnade vollständig zu machen, wurde er in feierlicher Audienz in der Hofburg empfangen, und weil ihn das Podagra plagte, so erlaubte man, daß er in einem Sessel vor das Kaiserpaar getragen wurde, eine bei dem steifen Zeremoniell des Wiener Hofes so unerhörte Tatsache, daß sie den Chronisten zufolge ‚in ganz Europa' Aufsehen erregte. Von aller Welt gefeiert, aber krank und verbittert, kehrte Hans Adam nach Dresden zurück und starb hier am 28. August 1696. Seine Leiche wurde einbalsamiert und zunächst in der Kreuzkirche ausgestellt, dann aber nach Tamsel überführt.

❦ ❦ ❦

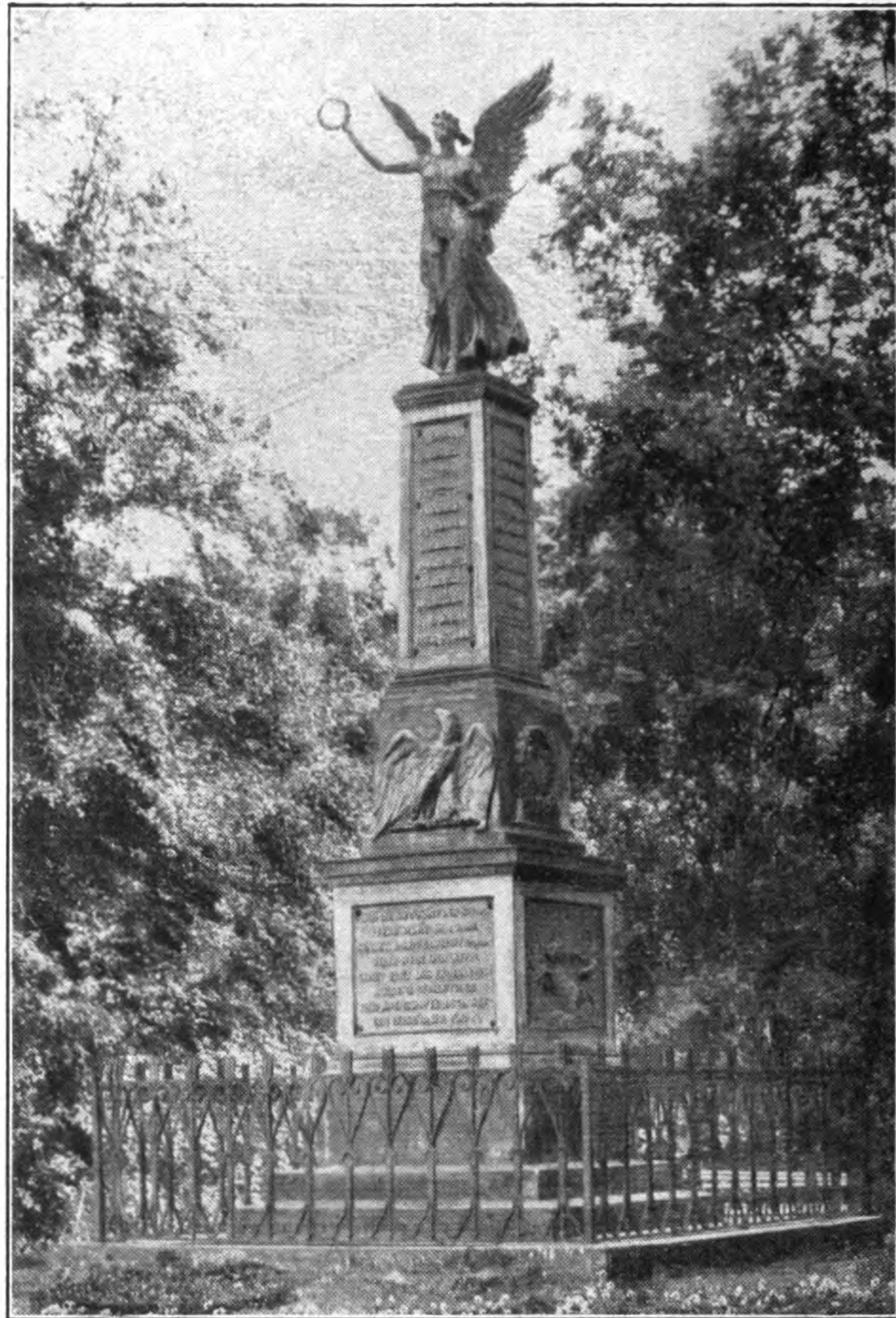
Tamsel ist durchaus eine Schöpfung Hans Adams. Der jetzige Besitzer Graf Stanislaus Schwerin und seine liebenswürdige Gattin hatten die Güte, mir Gastfreundschaft zu gewähren, so daß ich Schloß und Park genügend besichtigen konnte. Das Schloß ist in seinen Umfassungsmauern noch das Schoeningsche, nur wurde in den vierziger Jahren das frühere gotische Spitzdach abgenommen und nach Anbringung eines neuen Stockwerks für die fehlenden Fremdenzimmer durch ein flacheres ersetzt. Der Charakter des stattlichen Hauses veränderte sich dadurch naturgemäß, böser aber war, daß bei der Umdachung infolge eines Wolkenbruchs die köstlichen Stuckdecken des ersten



Qui que tu fois
Voici ton maître
Il fut, il est
Ou il doit être

Schloß Tamsel

Zeichnung von Dorothea Hauer



Denkmal im Mittelpunkt des Tamsler Schloßparkes, dem Andenken Friedrichs des Großen errichtet

Stockwerks fast völlig zerstört wurden. Sonst hat die Pietät der späteren Besitzer selbst die innere Einrichtung nach Möglichkeit zu wahren gesucht. Auch an geschichtlichen Erinnerungen ist das Schloß reich. Von der unverändert gebliebenen Treppenhalle aus tritt man rechts in den sogenannten Bibliotheksaal mit zwei schönen Bildnissen Friedrichs des Großen, von Pesne oder unter seiner Leitung gemalt, und vom Prinzen Heinrich: der König etwa dreißigjährig in leicht gepuderten natürlichem Haar, angetan mit einem goldbordürten blauen Rock und dem Bande des Schwarzen Adlers, mit Küraß und Schärpe — Prinz Heinrich in Generalsuniform, auf dem Hintergrunde die Schlacht von Freiberg. Sehr interessant ist auch ein altes Gemälde des Berliner Schlosses im Jahre 1602, also lange vor dem Schlüterschen Umbau; Friedrich Wilhelm IV., der es um 1845 bei einem Besuche in Tamsel sah, ließ es kopieren, und die Kopie ist erst jüngsthin wieder nach dem Original vervollständigt worden.

In den weißen Bücherschränken findet man in schönen Ganzlederbänden die zeitgenössische Literatur, vor allem die Geister der fridericianischen Tafelrunde, Voltaire, d'Alembert und Algarotti, und u. a. eine prachtvoll illustrierte Folioausgabe der Fabeln Lafontaines, daneben auch viele Erstdrucke deutscher Klassiker, namentlich von Wieland, Gellert, Gleim, Klopstock neben den Gedichten der guten Karschin, die jahrelang mit Frau von Wreech in freundschaftlichen Beziehungen stand und häufig in Tamsel weilte. Nebenan, zumal in einem sogenannten ‚blauen Zimmer', in dem Kronprinz Fritz manche Stunde mit seiner Freundin verplaudert haben soll, haben sich die schönen Stuckornamente der Decke noch gut erhalten. Im ersten Stockwerk hängt der ‚Ahnensaal' voll interessanter Gemälde. Hans Adam prangt und prunkt in der Mitte eines Riesenbildnisses: hoch zu Roß in gelbem Waffenrock mit roten kniehohen Saffianstiefeln (‚rot von Türkenblut' erklärt der Volksmund), einen Dreimaster mit Straußenfedern auf der braunen Perücke, ganz Held und Sieger. Es ist ein Repräsentationsbild, aber es zeigt doch auch ein Stück Charakter. Härte und Weltmännisches, Strenge und Güte,

Selbstbewußtsein und leise Ironie paaren sich auf seinem Soldatengesicht — und so mag er auch gewesen sein, so lebt er in den Quellen, als ein Mann voll Mut und Umblick, von geistiger Überlegenheit und herbem Stolz. Daß er sich keine Freunde zu erwerben verstand, war das Unglück seines Lebens; nur die Tamseler hielten ihm die Treue über den Tod hinaus.

Unter den übrigen Bildern des Ahnensaals fesseln natürlich die der Frau von Wreech am meisten. Nach dem Tode Hans Adams fiel Tamsel mit dem Nachbargut Warnick an seinen dritten Sohn Hans Ludwig und ging, da auch das Recht der Belehnung auf weibliche Deszendenz vorgesehen war, 1714 (der Belehnungsakt datiert erst von 1724) an seine einzige Tochter Luise Eleonore über, die als sechzehnjähriges Kind die Gattin des Obersten Adam Friedrich von Wreech wurde. (Es ist ein Irrtum, daß sie schon mit vierzehn Jahren geheiratet haben soll. Der Küstriner Hofprediger segnete sie am 6. Juli 1721 zu Tamsel ein, ‚ihres Alters vierzehn Jahr', und erst am 25. Mai 1723 fand ihre Hochzeit statt.) Das Porträt über dem Kamin im Ahnensaal zeigt sie als eine Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren in lichtem Brokatkleid, noch sehr jugendlich, frisch, üppig, strahlend, ihres Lebens froh. Ein zweites Bild gibt sie in Witwentracht wieder, immer noch als schöne Frau, ein drittes in weißem Atlas mit schwarzer Sammetjacke, etwa vierzigjährig, vornehm, das beginnende Alter mit Würde tragend, doch mehr anspruchslos als herablassend.

Drei Bilder ihres Gatten bilden die Begleitung zu ihren eigenen im Ahnensaal. Der Oberst von Wreech, aus altem pommerschen Geschlechte stammend, das sich derzeitig meist noch Wreich schrieb, war der Sohn des berühmten Generals des Großen Kurfürsten Joachim Friedrich von Wreech und der Katharina Amalie von Weyher. Er war acht Jahre mit Luise Eleonore Schoening vermählt, als der neunzehnjährige Kronprinz Friedrich ihr seinen ersten Besuch in Tamsel machte. Das mag Ende August 1731 gewesen sein, denn bis dahin hatte er Küstrin nicht verlassen dürfen. Über diesen Freundschaftsbund ist viel



Eleonore Louise von Wreech
Gemälde aus der Schule des Antoine Pesne
(Im Besitz des Grafen Schwerin auf Schloß Tamsel)



Aus dem Park des Schlosses Tamsel. Zeichnung von Dorothea Hauer

geklatscht und wenig Wahrhaftiges berichtet worden. Fontane war (in seinen ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg', Band II.: Das Oderland) der erste, der sich auf die vergilbten Briefe stützen konnte, die Friedrich an Luise Eleonore geschrieben hat und die sich heute im Tamseler Archiv befinden. Bis dahin kannte man nur zwei Zitate, die der Wreech Erwähnung taten. Das eine stammte von dem General Grafen Schulenburg, der sie in ihrer Schönheit ‚avec un teint de lis et de rose' schildert, das andere von Grumbkow, der schon von einer ‚starken Amour' Friedrichs spricht. Ergänzend dazu mag ein Bericht Seckendorffs an den Prinzen Eugen vom Februar 1732 gelten, in dem gesagt wird, Friedrich sei ‚convivendo aller derjenigen, so um ihn sind, in solche Debauchen verfallen, daß er sich nicht Zeit gibt, eine so wichtige Sache, wie der Vater mit ihm vor hat, zu überlegen'. Diese wichtige Sache war die Vermählung des Kronprinzen.

Die Briefe Friedrichs an die schöne Wreech sind auch durch meine Hand geglitten. Sie sind auf schlechtem Papier geschrieben, oft bis zum unteren Rande, krummlinig, natürlich französisch, aber wenig korrekt in der Orthographie, meist undatiert, bei aller Flüchtigkeit leidlich gut lesbar. Diese Briefe ergeben unfehlbar das eine: daß das Verhältnis Friedrichs zu Luise Eleonore ein durchaus reines und sittliches war und daß Grumbkow wie Seckendorff ihrer eigenen häßlichen Phantasie die Zügel schießen ließen, wenn sie in dieser Beziehung von 'Debauchen' sprachen.



Daß Friedrich auf der ‚Galeere Küstrin' nicht das Leben eines Heiligen führte, wissen wir. Er war da auf der Kriegs- und Domänenkammer eingesperrt, damit er die ‚Wirtschaft praktisch erlerne', und die Instruktionen des Königs sorgten dafür, daß er wie ein Gefangener gehalten wurde. Dagegen wehrte sich seine Jugend. Nach den Berichten, die uns über seine Küstriner Lebensführung hinterlassen wurden, scheint er zuweilen gehörig über die Stränge geschlagen zu haben. Aber inmitten dieser leichtsinnigen Streiche bildete Tamsel eine poetische Episode. Es war der Sonnenschein in dieser wilden Zeit der Gärung.

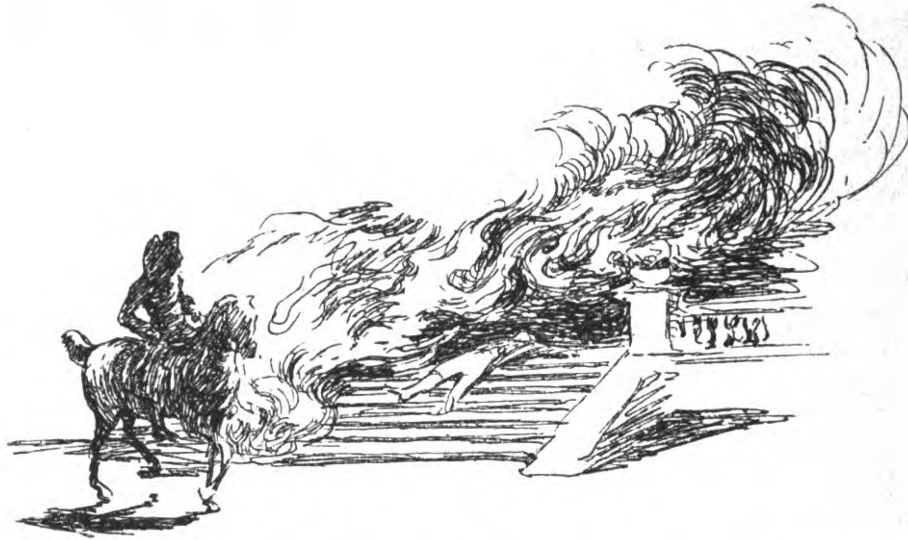
Die Datierung der Briefe (nur auf einem findet sich die Angabe ‚le 5 sept. 1731' ergibt sich ohne weiteres aus dem Inhalt. Der zweifellos erste leitet in gefälligem Plauderton die Korrespondenz ein, aber schon im zweiten spürt man, worauf es dem Prinzen ankommt: er kündigt der Herrin von Tamsel ein ‚zahlloses Heer schlimmer und gefährlicher Insekten' an, die sie in ihrem Schlosse überfallen sollen. Diese Insekten sind seine Verse. Eine Ode eröffnet den Reigen, andere Dichtungen folgen, meist in Alexandrinern, keine Meisterwerke, oft verfehlt im Ausdruck, zuweilen ganz hübsch und in anmutigen Wendungen. Ein niedliches Verliebtsein klingt aus den Reimereien, die Frau von Wreech auch gelegentlich poetisch beantwortet, aber mit zurückhaltender Vorsicht, mit Verständnis für das Schicksal des verbannten Königssohnes, huldigend, bewundernd, ehrfurchtsvoll. Hat bei Friedrich (der sich übrigens sehr verschieden unterzeichnet: Fréderic, Friedrich, Féderic) nicht das Herz das Hauptwort, so greift er zu lustiger Satire und begleitet sie mit Erläuterungen und Randglossen. Die Quäler in Küstrin erhalten ihre Pritschenschläge, über die Dummköpfe männlichen und weiblichen Geschlechts klingeln die Schellen — einmal entwirft er auch, in Prosa, eine Schilderung seines mutmaßlichen Einzugs in Berlin, in der die Satire einen derb parodistischen Anstrich erfährt. In den ersten Briefen lautet die Anrede ‚Madame', dann ‚Ma tres-chère Cousine' und auch die Unterschrift wechselt zwischen ‚Votre parfait ami', ‚fidèle ami et serviteur', ‚cousin' und ‚neveu'. Einmal schickt er ihr sein



Bildnis, hoffend, daß es ihn zuweilen in ihre Erinnerungen zurückrufen und daß sie dann sagen wird: ‚C'étoit un assez bon garçon, mais il me lassoit, car il m'aimoit trop, et me faisoit souvent enrager avec son amour incommode‘. Auch dies Bildchen konnte ich sehen, eine zierliche Miniatur in Farben, den Prinzen in knabenhafter Schönheit darstellend. Dazwischen fällt ein Brief an die alte Frau von Schoening, die Mutter der Luise Eleonore, in dem er erwähnt, daß er ihre Tochter bei einem Berliner Hoffest (wahrscheinlich bei Gelegenheit der Vermählung seiner Schwester Wilhelmine im Dezember 1731) gesehen habe und nun schwärmerisch die Eindrücke schildert, die diese ‚divine personne‘ auf ihn ausgeübt habe. Die Sendung seines Porträts ist von einem Abschiedssonett begleitet, in dem Friedrich wärmer als sonst wird, bis er sich selbst Schweigen und Gefühlsverbergen auferlegt, um zu schließen:

‚Et garde toi surtout de ne parler d'amour,
De dire que tu aimes et aimeras toujours,
Mais puisqu'il faut mourir — meurs — célant ton martyre.‘

Nach diesen Briefen läßt sich das Verhältnis zwischen den beiden Menschen sehr einfach erklären. Für den jungen Poeten im langweiligen Küstrin war diese platonische Liebe eine Erlösung aus dem stickigen Einerlei des Lebens, eine wohltuende und glückliche Schwärmerei, und anders

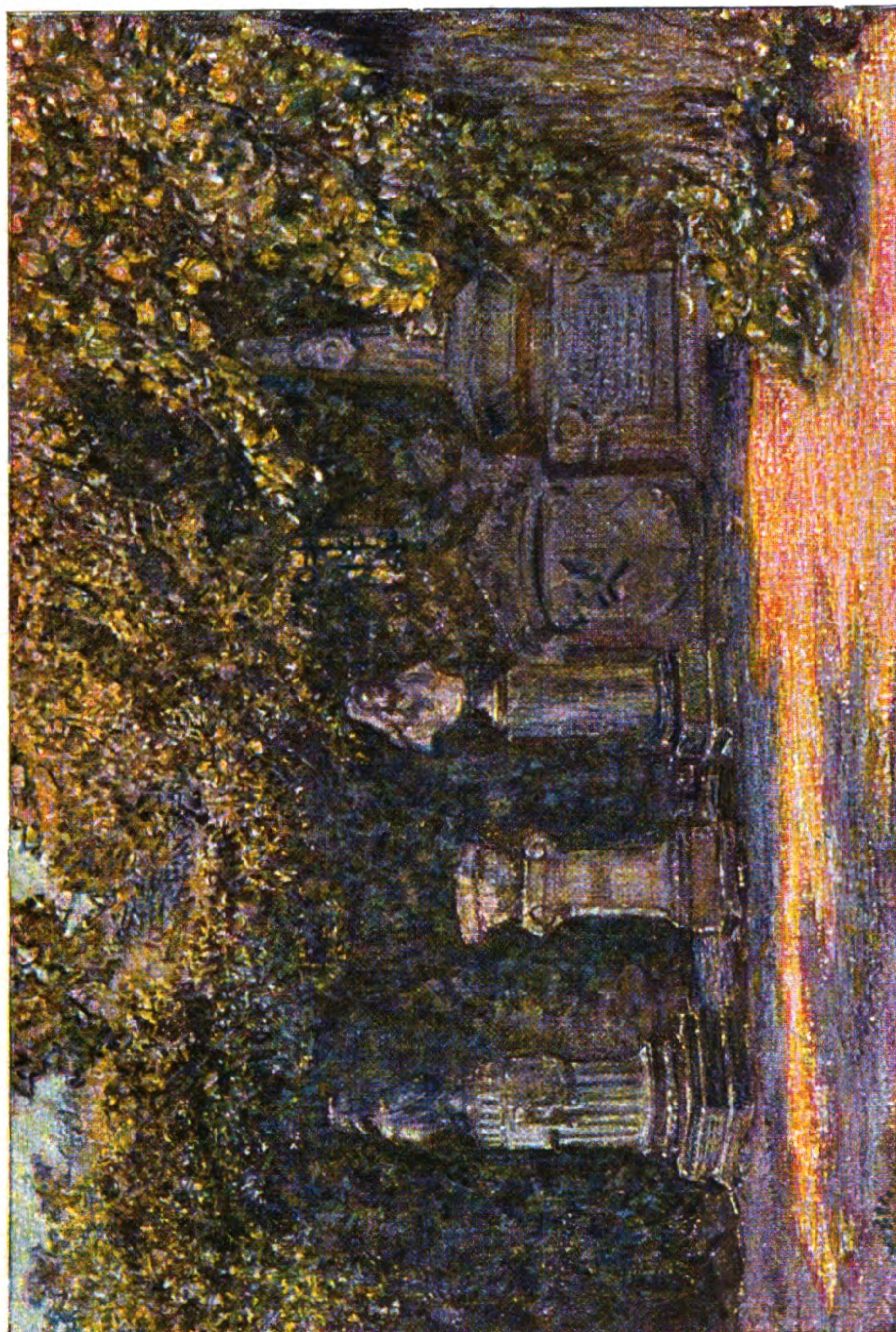


hat sie ganz gewiß auch die reizende junge Frau in Tamsel nicht aufgefaßt.

✠ ✠ ✠

Erst ein Vierteljahrhundert später wird die Briefschaft von neuem aufgenommen. Friedrich ist wieder einmal in Tamsel, am 30. August 1758, fünf Tage nach der Schlacht bei Zorndorf. Frau von Wreech ist vor den Russen aus dem verwüsteten Schlosse geflüchtet, der Hauslehrer ihrer Kinder wurde ermordet im Parke gefunden, das halbe Dorf ist niedergebrannt und verödet. Da schreibt König Friedrich an die alte Freundin einen tröstenden Brief: für all den Schaden, den der Feind angerichtet, könne er freilich nicht aufkommen, aber die Fouragierungen der eigenen Truppen werde er auf der Stelle vergüten lassen. Unter dieses Schreiben setzte Luise Eleonore mit Bleistift folgende Worte: ‚L'année où j'ai perdu tout ce que j'avais dans le monde de vivre'.

In der Tat glaubte sie, alles verloren zu haben. Sie ermüdete nicht, im Laufe der nächsten Jahre den König immer wieder um Hilfe und Unterstützung für ihre verarmten Bauern, auch für die eigene bedrängte Lage zu bitten. Vier Antworten des Königs liegen vor, ein Brief aus Schönfeld bei Dresden vom September 1758, einer aus Breslau vom 14. Januar 1759, einer aus Leipzig vom 12. Januar 1761, alle die Verhältnisse und Umstände sachlich und ruhig erklärend, die es ihm unmöglich mach-



Altar mit den Büsten des Prinzen Heinrich und des Großen Kurfürsten
Zeichnung von Dorothea Hauer



Büste des Prinzen Heinrich,
des Bruders Friedrichs des Großen
„ . . . Il a tout fait pour l'état."

ten, auf die vielfachen Wünsche der Frau von Wreech einzugehen — endlich ein kurzer undatierter Schlußbrief: ‚Je suis fâché de ne pouvoir pas faire pour Vous tout ce que je désire, ni ce que Vous souhaitez' ... Das ist das Ende. Unleugbar klang für Frau von Wreech die erinnerungsreichste Episode ihrer glücklichen Jugend in Bitternis aus.

Auch Friedrichs Bruder, Prinz Heinrich, gehörte zu den begeisterten Verehrern der Frau von Wreech. Tamsel steckt voller Erinnerungen an ihn. So sollen die schönen Gobelins im Zimmer neben dem Ahnensaal von ihm stammen; man erzählt, sie seien ein Geschenk der Zarin an ihn gewesen, und er habe damit wiederum Frau von Wreech erfreut. Dieses Gemach und das anstoßende Boudoir sind noch völlig im Stile der Zeit erhalten, mit reichen Stuckornamenten und figürlichem Schmuck und gefüllt mit hunderterlei Andenken an vergangene Tage. Im Park steht eine prachtvolle Bronzebüste des Prinzen (von Oudoin), gegenüber einer Sandsteinbüste des Großen Kurfürsten und getrennt von dieser durch eine Art Altar. Die französischen und deutschen Inschriften auf den Sockeln deuten an, daß die Gesamtaufstellung als Huldigung für den ‚prince Henri' gedacht ward. Etwa zehn Jahre vor seinem Tode fand noch eine besondere theatralische Ehrung für ihn in Tamsel statt. Im sogenannten Außen-



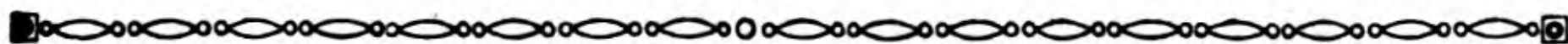
park, jenseits der Landstraße, hinter dem griechischen Tempel, von dem aus man weit über das Warthetal schaut, zieht sich jene Schlucht durch das Gelände, die nach Zorndorf führt und die bei der Erstürmung des Passes von Gabel eine Rolle spielte. Diese letzte Kriegstat Heinrichs wurde nun noch einmal bei üblicher bengalischer Beleuchtung in Szene gesetzt. Die schöne junge Gräfin Dönhoff, als Minerva gekleidet, führte den Prinzen über die Brücke der Schlucht, wo er von drei Johanniterrittern, den Grafen Dönhoff, Tauentzien und Schack, empfangen wurde, die ihn mit zierlichen französischen Versen begrüßten. Ein Obelisk wurde zur Erinnerung an die Feier an dieser Stelle errichtet.

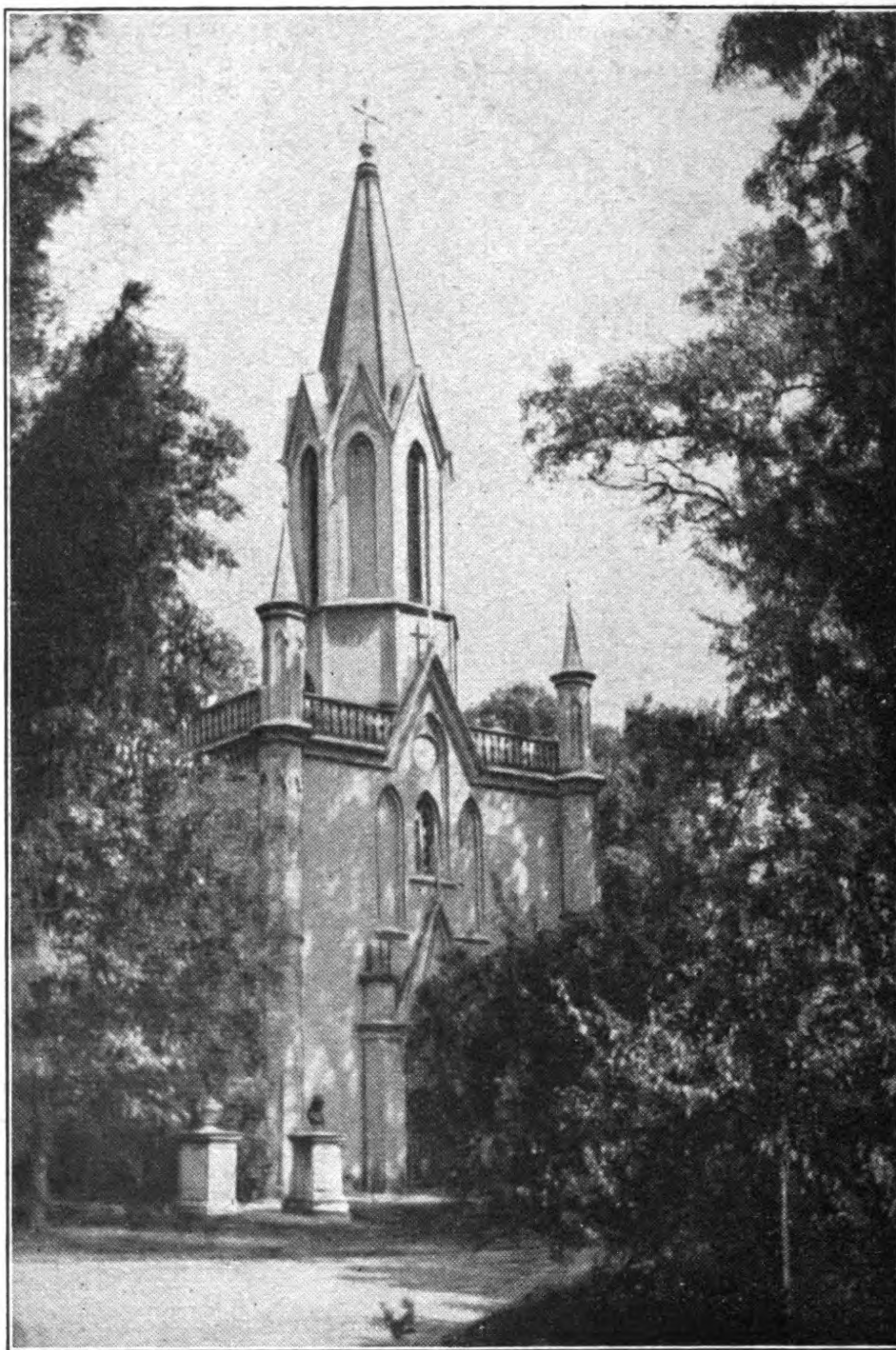
Frau von Wreech lebte damals noch, war aber in Berlin, wo sie (nach Vehse) im Jahre 1784 starb (gewiß nicht 1766, wie Fontane angibt, da König Friedrich sie nur zwei Jahre überlebt hat). Das Küstriner Kirchenbuch verzeichnet fünf Kinder aus ihrer Ehe mit Herrn von Wreech; sie hatte indessen mehr, zweifellos sieben oder acht, von denen einige früh verstorben sein mögen. Der älteste Sohn, der sogenannte ‚lange Wreech', bei dem der König, der Kronprinz und der Fürst von Anhalt und Dessau Paten waren, wurde Hofmarschall des Prinzen Heinrich; von einer etwas verwachsenen, aber gescheiten und intriganten Tochter erzählt Vehse, daß sie bei Hofe die ‚Fee Carabosse' genannt worden sei. Die älteste Tochter, Sophie Friederike, vermählte sich 1752 mit dem Grafen Stanislaus Gerhard von Dönhoff und nach dessen Tode mit dem Geheimen Legationsrat Dodo von Knyphausen. Als der letzte Wreech, der Enkel Luise Eleonorens, 1786 von Friedrich Wilhelm II. gegraft, starb, erlosch das Geschlecht, und Tamsel fiel an den einzigen Sohn Sophie Friederikes, den Grafen Bogislaus Dönhoff. Von seinen fünf Töchtern heiratete die eine, Gräfin Rosalie, 1816 den Grafen Hermann von Schwerin-Wolfshagen. Dadurch kam Tamsel an die Schwerins.

Auch die hübsche spitztürmige kleine Kirche dicht neben dem Schlosse weiß viel aus alten Tagen zu berichten. Das linke Querschiff ist eine Ruhmeshalle für die Schoe-

Denkmal im Tamsler Außen=Park

En Mémoire du Passage de Gabel en Bohème par le Prince Henri de Prusse, le 31. Juillet 1778





Die Tamsler Kirche im Park des Schlosses

nings. Da steht Hans Adam in Stein und links von ihm seine Gattin, beide überlebensgroß, mehr gewaltig als schön. Zierlicher in seinem kapriziösen Barock ist der Ehrenschmuck für den Sohn Johann Ludwig, dessen Marmorbüste den Mittelteil einnimmt. In dem Erbbegräbnis



hinter dem Chor ruhen die Dönhoffs, in der zweiteiligen Gruft unter dem Fußboden die Schoenbecks und Schoenings. Ein Prunksarg birgt das Sterbliche des Türkensiegers, ein nicht minder prächtiger die Reste der schönen Frau Luise Eleonore. Daneben stehen die Särge der beiden

letzten Wreechs, des Hofmarschalls und seines Sohnes Ludwig, Königlich Preußischen Kammerherrn und Hofkavaliers Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Heinrich, Domherrn des Stiftes Magdeburg, Ritter des Johanniterordens, Erb- und Gerichtsherrn auf Tamsel. Requiescat in pace.

Ich könnte noch viel plaudern von den zahlreichen Andenken an die Schoenings, die Graf Schwerin mir zeigte: von den ungeheuerlichen Reiterstiefeln Hans Adams, von dem seltsam burlesken Siegel, das er zu benützen pflegte, von der Gemmensammlung im Bibliothekssaal, dem schönen Porzellan, den Bildern und Stichen — aber der Raum ist gemessen. Nur noch ein letzter Blick auf den Park mit seinem Blütenzauber, seinen Statuen und Denksteinen, den Böllern vor dem Schlosse und dem Ausblick auf das Monument für Friedrich, von dem genau vor 78 Jahren — es war auch an einem 31. Mai — die Hülle fiel: ein abgestumpfter Stein-Obelisk von etwa dreißig Fuß Höhe auf vielgegliedertem Postament, oben mit der vergoldeten Viktoria und geschmückt mit schönen Basreliefs in Bronze, Darstellungen, die auf den Küstriner Aufenthalt des Kronprinzen Bezug haben: Folianten mit sitzender Eule und einem sich duckenden Windspiel — ein strahlender Jüngling, der seinen Wagen der Sonne entgegenlenkt — endlich die alte Oderbrücke bei der Festung mit entsprechender Staffage. Auch die Inschriften knüpfen an den unfreiwilligen Besuch Friedrichs in Küstrin an und seine vielen freiwilligen Besuche in Tamsel. ‚Hier fand Friedrich II. als Kronprinz von Preußen in seinem Duldungsjahre 1731 erwünschte Aufheiterung in ländlicher Stille‘ heißt es auf einer der Tafeln. Denn das Denkmal steht auf der Stelle, wo Kronprinz Fritz am liebsten weilte, weil hier die Rosenbüsche blühten und er



unter dem schattigen Laubdach der alten Bäume ungestört seinen Corneille und La Rochefoucauld lesen konnte. Ein einfacher Denkstein wurde in der Nähe errichtet, auf einem Inselchen des Weihers mitten im Grün, der Erinnerung an den 1758 von den plündernden Russen ermordeten Wreechschen Hauslehrer Fahndorff geweiht. —

Ich kann mir denken, daß Tamsel dem Kronprinzen die ‚gewünschte Aufheiterung' brachte. Das schwere Jahr 1730 lag glücklich hinter ihm, die Versöhnung mit dem Vater schritt vor, aber die bleierne Luft der Festung lastete noch auf dem lebensfrohen Jüngling. Da trat Luise Eleonore wie eine Fee in sein Leben und bezauberte ihn. Der Poet erwachte, Verse klangen der Schönen entgegen, der Verliebte legte ihr seine Huldigungen zu Füßen. Es war eine Zeit fröhlicher Abwechslung, aber sie blieb doch immer nur eine Episode. Schon die Heirat trennte Friedrich von der Herrin Tamsels, und dann kamen die Tage von Rheinsberg, und dann kam die Thronbesteigung. Im Ernst des Lebens konnte nur noch gelegentlich eine schon blaß gewordene Erinnerung mitschwingen . . .

Abschied von Tamsel. Eine Freude im Herzen nehme ich mit. Es gibt prunkvollere Schlösser auch in unserer kargen Mark, aber kaum eine zweite Stätte, in der durch lange Geschlechterreihen das Erbe einer schönen Tradition so liebevoll behütet worden ist wie gerade hier.



Liebesstrophen

(Im Tone spanischer Volksgesänge)

Dritte Folge

Von Frida Schanz

In die Muschel lauscht' ich. Sie erklang.
Strömend kam ein zärtlicher Gesang.
Tausend sonnenselige Wellen kamen,
Jede Welle rauschte deinen Namen.

⁂

Im Gewirr der Gassen, im Gedräng' der Leute,
In des Tags Gelärm' traf ich dich heute.
Schönes Lieb, bist in mein Netz gegangen,
In der Sehnsucht Netz hab' ich dich eingefangen!

⁂

Heil uns, daß wir vom Wein der Götter schlürfen,
Uns alle roten Rosen pflücken dürfen,
Die wir uns alles sind und alles waren,
Vom frühsten Knospenrot, von Kindheitsjahren.

⁂

Im rauhen Sturme stieben
Die Blätterherzen der Linden.
Ob die sich wiederfinden,
Die auseinander getrieben?



Frühlingsreigen
Gemälde von Josef Uhl



Der Rubin

Von Ernst Steinmann

War einer, der eine sehr weite Wanderung getan hatte, eine Pilgerfahrt, seiner künftigen Seligkeit wegen, durch brennenden Sand weiter, schattenloser Wüsten, über himmelhohe Eisberge, durch Täler voll Ottern und Schlangen, immer auf leichten Sandalen und nicht viel mehr bei sich tragend als einen kräftigen Stock für seine Hand und ein Stück Brot im Sack für seinen Hunger; immer einen Fuß vor den anderen setzend und fromm im Herzen die Dinge dieser und jener Welt bedenkend.

Er hatte mit sich heimgebracht die Stille der Seele, einen müden, zerschlagenen Leib und — ein großes Stück Glas, das er irgendwo gefunden und für seine Kinder eingesteckt hatte als ein Spielzeug und Wunderding, eine Erinnerung an die wundersame Reise, die einst ihr Vater getan in seinem Alter, um seines Lebens Schwere von sich abzutun.

Und wie er nach Hause gekommen, war er ein ganz alter Mann geworden, über seine Jahre alt, hatte seine Kinder um sich versammelt, war dann gestorben, begraben und, wie alle glaubten, selig geworden und zu jener Klarheit eingegangen, gegen die alles irdische Licht nur wie eine Winterdämmerung ist.

Das Stück Glas aber, das er von seiner Pilgerfahrt mitgebracht, stand in seines Sohnes Hause auf einer Truhe.

Es hatte einen lichtrosigen Schein, und wenn der Abend dunkelte, setzten sich die Einwohner der Hütte um den roten Stein herum, der ihren Augen wie eine geheimnisvolle Zauberlampe erschien, und sprachen von seltsamen und alltäglichen Dingen. Und wer da Geschichten erzählte und sah in das düsterrote Leuchten hinein, dem belebte sich der Sinn mit eigenartigen Sachen, und er konnte Abenteuer berichten, die er nie erlebt. Es war, als flössen Märchen und Bilder aus diesem Stein hervor in die Herzen derer, die ihn ansahen.

So blieb das Glas in der Hütte des Pilgers und erbte sich fort von seinen Kindern auf deren Enkel und auf der Enkel Urgroßkinder. Unter diesen war einer, Selim genannt. Er hieß nachmals Selim der Weitgereiste, denn er hatte zehn Königreiche durchwandert und vieler Menschen Städte gesehen. Der war als Jüngling hinausgezogen und kam wieder als Mann mit reifen Augen.

Wie der im Dämmer saß und von seiner Weltwanderung berichtete, zog immer wieder das rote Glas, er mochte wollen oder nicht, seine Blicke mit starkem Zauber auf sich.

Er nahm es in die Hände und wog es. Es war wie das Ei eines Vogels Greif. Man hätte wohl einen ganzen Becher daraus bilden können.

Und früh am Morgen ließ er vor dem Hause die Sonne hineinleuchten. Da war es ein Gluten und Funkeln von solcher Seligkeit und Süße, daß der Mann sich sagte, ‚Und wird nur dieser Stein mein eigen, so will ich nach nichts mehr begehren auf dieser weiten Welt.' Darauf trat er zu seinen Geschwistern: „Ich will euch geben alle meine Rechte auf dieses Haus und die Äcker, die zu unseres Vaters Hause gehören, auf die Weinberge und das Vieh, das unser aller ist. Aber wenn ich nun wieder in die Welt hinausziehe, gebt mir als einziges Erbgut mit diesen roten Stein, den unser Urvater heimbrachte von der großen Fahrt. Denn ich bin ein Wanderer gleich ihm und ihm ähnlich."

Das waren seine Geschwister zufrieden.

Er aber nahm eilends Abschied und entwich in eine große Stadt, wo ein mächtiger König war und ein reicher Hofstaat und viele Juwelenhändler, Geschmeidler und Edelsteinschleifer. Und tat sich einem Meister in die Lehre, der das Geheimnis aller Edelsteine kannte, der wußte, aus den rohen Kristallen das eigenste Leben hervorzuzaubern, daß sie alle Kraft des Funkelns und Leuchtens von sich gaben, die in ihnen geschlummert hatte.

Drei Jahre lernte er mit vielem Fleiß, und war ein großer Meister geworden. Denn er hatte Tag und Nacht nichts anderes gesonnen als Diamanten und Türkisen und

Smaragden und alle anderen blitzenden Herrlichkeiten. Er sprach mit den Steinen wie mit lebenden Wesen, liebkoste sie mit Augen, Händen und Worten und sah auf den ersten Blick, was echt war und edel und auserwählt und einzig.

Drei weitere Jahre blieb er in derselben Stadt und hatte großen Zulauf von Händlern und Liebhabern, großen Herren und Damen und erwarb reiches Gut mit seiner Kunst.

Sechs Tage lang in der Woche kamen die Menschen zu ihm, und er ließ sie ein und wies freudig alle seine Schätze.

Aber am siebenten — das wußte bald ein jeder — da war alles Pochen an seiner Tür vergebens.

Da hatte der Meister seine Ruhe. Das aber war sein Geheimnis, das keiner kannte: Denn mit eigener Hand hatte er sich unter dem Keller seines Hauses eine verborgene Werkstatt erbaut. Darinnen lag, unter sieben Schlössern verwahrt, zu denen überaus kunstreiche Schlüssel paßten, darinnen lag, in köstliche weiße Seide eingebettet, das rote Glas, der ungeschliffene Rubin.

Und an jedem siebenten Tage trieb Selim alles lebendige Wesen früh mit Sonnenaufgang aus dem Hause, verriegelte alle Fenster von außen und innen, sowie auch beide Türen, und stieg, Schauer der Andacht im Busen, in sein Verlies. Daselbst betete er ein stilles, langes Gebet; dann erschloß er die sieben geheimnisreichen Schlösser, hob den Stein seines Ahnherrn andachtsvoll heraus und begann zu mustern und zu prüfen, Hand anzulegen, zu schleifen, zu feilen, zu glätten — und arbeitete still und unverdrossen, ohne Ruhe, ohne Speise und ohne Trank, bis das versiegende Öl seiner Lampe ihm verkündete, daß die Sonne ihren Kreislauf beendet.

Alsdann nahm er den Stein prüfend in beide Hände, ließ ihn funkeln so und so, drehte ihn nach allen Seiten, betrachtete ihn mit unendlicher Andacht und Liebseligkeit lange Weile und legte ihn dann unter brünstigen Gebeten, der Herr möge ihn so lange leben lassen, bis er dies Werk vollendet, in das Bett von weißer Seide, stieg hinauf, ließ sein Haus hinter sich und ging zu frohen Menschen, ein Lied zu hören und einen kühlen Trunk zu tun.

Nach drei Jahren aber war der Stein vollendet. Da ruhte Selim einen vollen Tag und schaute an das Werk seiner Hände.

Und wie er sah, daß aller Seligkeit Leuchten war in dem Stein und ein Lachen wie aus dem Auge Gottes, da sprach er: „Gott legte ein rotes Glas meinem Ahn in den Weg der Mühsal, meine Väter haben den Stein gehütet und an dem heimlichen Glanz ihre Augen gelabt. Wie hoch, o Herr, hast du deinen Knecht begnadet, daß ich zum jubelnden Licht aufwecken durfte, was aller Welt Freude sein wird!

„Nun ist mein Leben erfüllt, denn ich habe die Schönheit gesehen, deren Anblick heilig macht."

Und Selim ward demütig vor seinem Werk.

„Nicht mir kommt es zu, dich zu besitzen.

„Zu den Mächtigen der Erde will ich dich tragen, die in goldenen Häusern wohnen. Hohen Preis soll bezahlen, wer dich besitzen wird, nicht um meiner Habsucht, sondern um deiner Ehre willen. Denn du bist hoch und einzig."

Da barg er ihn wohl unter seinem Hemde auf dem Rücken, so daß er aussah wie ein armer Buckliger. Und zog sich ein Gewand an, grau wie eine dunkle Motte. In die Hand aber nahm er ein Kästchen mit den köstlichsten Geschmeiden, die sein Auge erlesen, seine Hand und sein kluges Herz geschaffen. Und ging weit weg, an eines fremden Königs Hof, wo ihn niemand kannte.

Dem wies er, was das kleine Kästchen barg. Und waren da Opale, wie Taubeneier groß, aus deren milchigem Rund leuchtete es blutrot, schwefelgelb, veilchenblau, grasgrün, je nachdem man die Steine hielt. Auch waren da Steine, so man Aquamarin nennt, weil sie aussehen wie das grünblaue Wasser des Meeres; und goldleuchtende Topase von riesiger Größe und reinstem Gefunkel, die den Träger reich machen; auch der vor Trunkenheit schützende Amethyst, der Hyazinth und der Heliotrop und der dunkelhimmelblaue Azurstein, in dessen tiefem Grunde Goldpünktchen flimmern wie die strahlenden Sterne am Winternachthimmel.

Darauf kamen Perlen zutage, allen weichen Glanzes

reich, Saphire von dunkeler Bläue, und deren Brüder, die grünen Smaragden, und ihrer aller Könige, Diamanten in Hülle und Fülle, funkelnd wie das Siebengestirn.

Wie aber in aller Augen der Glanz der angeschauten Herrlichkeiten war, da tat Selim seinen grauen Mantel plötzlich voneinander, öffnete ein großes Gefäß von fein ziseliertem Golde und hielt im nächsten Augenblick ein Etwas hoch, daß in den dämmernden Kronsaal mit eins ein blutiges Leuchten ging, wie von der untergehenden Gewittersonne.

Die Luft erbebte in rotem Gluthauch, und der König stand wie ein von zauberischer Fackel angeleuchtetes Marmorbild.

Da war Andacht in dem weiten Saale und ein verzücktes Schauen und seliges Sichvergessen.

Erst wie Selim den seidenen Schleier leise über den Schatz gedeckt hatte, kamen Laute höchster Bewunderung von noch wortlosen Lippen, erst als Selim das verschlossene Goldgefäß unter den Mantel barg, wagten sich Worte hervor: „Wie ist das möglich, daß die Welt solch ein Zauberwerk schafft!"

Man forschte nach der Herkunft, dem Gewicht und der Größe des Steines, und der König, der solch ein Wunder nicht wollte aus seinem Lande gehen lassen, befahl dem Fremdling, er solle ihm den Preis nennen. Selim wartete eine ganze Weile. Dann tat er seinen Mund auf und nannte eine Zahl, eine so erschreckend ungeheuerliche Zahl, daß der reiche König zurückfuhr.

„Wohl hast du unsere Mienen schlau beobachtet," sagte er, „daß du einen Preis forderst, der für ein Herzogtum nicht zu gering wäre."

„Herr!" sagte Selim, „es ist nicht der Wert des Steines, den ich verlange, es ist der Wert seiner Splitter. Wenn ich diesen Stein zerschlage, und schleife ihn zu tausend Stücken, einige wie ein Ei so groß, manche von Kirschengröße und viele, viele von der Gestalt der Erbse; das Geld, das ich aus den Trümmern löse, ist mehr als eines Herzogtums Wert."

„Wohl!" sagte der König und sann nach. „Aber wie

ist es damit? Als was soll man den Stein fassen? Ist er doch viel zu groß, an eines Menschen Leib getragen zu werden als Schmuck in irgendeiner Weise. Keine Krone vermöchte ihn zu halten."

„Er ist nicht in eine Krone zu setzen, o König.

„Weder in Kronen noch in Tempelgefäße noch in irgendein Ding, das einen Zweck hat außer ihm. Sondern der Stein ist nur selbst der Stein und es ist nichts, dem er eine Zierde sein könnte oder ein Schmuck. Denn er ist Zierde selbst und Schönheit ganz in sich."

„Wie aber willst du, wunderlicher Mann, daß man diesen Stein verwahre, wenn man ihn sehen und seiner genießen will?"

„Ein Haus soll man bauen aus edelstem Fels, ein Haus mit zwölf Wänden und einem milden Licht, das von oben kommt.

„An jede Wand soll man stellen einen hohen Stuhl von grünem Marmor und mit köstlichem Pelzwerk belegt.

„Vor den Türen aber sollen zwölf Wächter stehen Tag und Nacht, ganz in Eisen geschlossen und mit bloßem Schwert.

„Wer aber in das Haus gehen will, der muß zuvor seinen Leib baden und sein Haar mit edelster Salbe salben. Er muß ein ungetragenes Festgewand antun. Er muß vor der Tür lassen allen Haß und allen Neid, alle Zwietracht, alles Unrecht und alle losen Gedanken und bösen Lüste. Er soll reinen Herzens eingehen und auf einem der zwölf Marmorstühle sitzend den Stein schauen, der erhöht ist mitten im Gemach."

Da sagte der König: „Freund, ich kann den Preis nicht zahlen für dein Wunder. Geh zu dem Könige, der mein Nachbar ist. Sein Reich ist viermal so groß wie meins, seine Schätze sind ungemessen. Aber einmal noch gönne mir den Anblick!"

Da tat Selim all die Steine vor ihm in sein Kästchen, schloß es sorgsam zu, barg es unter dem Mantel am Gurt und, mit beiden Händen den großen Roten ergreifend, schüttete er Fluten rosigen Lichtes all über den Saal, als ginge das glutende Morgenrot auf.

Der König verbarg sein Haupt im Mantel; alle Höflinge standen verzaubert.

Da erlosch der Schein, und Selim war entschwunden.

Ein armer bucklichter Wandersmann aber zog fürbaß, grau wie eine dunkle Motte.

Viel Schuhe zerriß er an seinen Füßen und war immer auf der Reise, das Köstlichste feilzubieten.

Aber er fand keinen, der den Stein kaufen konnte.

Einst ergriffen ihn Räuber in der weiten Heide. Sie nahmen ihm hohnjauchzend sein Kästchen mit Juwelen und ließen ihm seinen Buckel. Er ließ sie fahren.

Dann aber ging er zu dem reichsten Kaiser der Welt. Aber auch der wies ihn ab. Da bot er den Stein zum Geschenk.

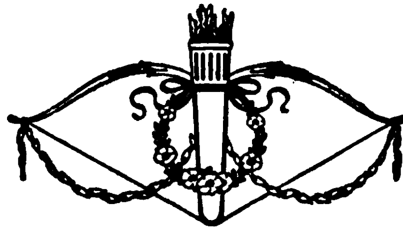
Der Kaiser aber versetzte: „Es wollte sich schlecht ziemen für mich, von irgend jemand ein so ungeheures Geschenk anzunehmen. Wollte ich aber den Stein kaufen, so würden meine Untertanen sprechen: er ist mit unserm Herzblut bezahlt. Und würden ihn den Blutstein nennen.

„Darum nimm deinen Schatz und ziehe hin mit Frieden."

Da zog Selim der Weitgereiste hin an die brüllende See. Und lebte, einem wunderlichen Bettler gleich, unter armseligen Fischern, seinen Reichtum hütend, den niemand haben gewollt.

Wie aber sein letzter Tag kam, da trug er seinen sterbenden Leib auf eine ragende Klippe, die in das tiefe Wasser schaut. Und ließ sich hinabgleiten in die schluckende Tiefe.

Und mit ihm, tausend Faden tief, in die dunkelblaue, ewige Nacht, fiel der Stein, der für diese Welt zu köstlich gewesen.



Mühle am Morgen

Dorf schläft und Weiler friedlich noch im Tal,
Des Baches Murmeln schleicht durch stille Weiden.
Des Himmels Färbung wird wie dunkler Stahl,
Zum Morgen will der Berghang sich schon kleiden.
Der Bäume Blätter leuchten unbestimmt,
Verborgen fern im Dorf ein Lichtlein glimmt —
Ich wandre traumverloren meinen Pfad ...
Wie Schlafesende ruckt's im Mühlenrad.

Am grünen Moosdach tropfig hängt der Saum,
Im Giebel zirpt der Starmatz seine Weise.
Die Schleuse quirlt und gurgelt Flut und Schaum,
Der Balken knarrt — nun dreht das Rad sich leise.
Ein Schatten huscht, ein mürrischer Gesang —
Das Mühlenrad geht ruhig seinen Gang.
Im Räderwerke huschelt die Laterne,
Zart auf den Wassern tanzen rote Sterne.

Den wolligen Weidenbusch schon regt der Wind,
Im schwanken Schilfgras wiegt sich die Libelle.
Die Wiesen blühn schon auf, der Tag beginnt,
Und golden von den Bergen strahlt die Helle. —
O Heimattal, o Welt wie bist du schön!
Wie rauscht der Wald hernieder von den Höhn!
Wie blitzt der Tau! O schimmerseidene Kühle!
Verzaubert ganz am Bach steht meine Mühle.

Otto Wohlgemuth

Glossen über alte und neue Diplomatie

Von W. Fred

Die Diplomatie ist die undankbarste Kunst — an dieses Wort Talleyrands, der es aus eigener Erfahrung wissen mußte, darf man in diesen letzten Jahren oft genug denken. Unter den vielen Sündenböcken, die die Menschheit sich auserwählt hat, um ihnen die Schuld an dem fürchterlichen Unheil des Weltkrieges zuzuteilen, ist der Diplomat — wenn man sich so unhöflich ausdrücken darf — der ausgewachsenste. Nicht nur bei uns in Deutschland, in Österreich, auch in den feindlichen Ländern hat man immer wieder, immer öfter in der Presse und in den öffentlichen Volksvertretungen hören können, die Diplomaten seien schuld daran, daß die Völker so wenig voneinander wußten, die Feinde einander gegenseitig unterschätzt haben, ja, daß überhaupt der Weltkrieg, diese unseligste Weltnarretei kommen konnte. Nun ist ja kein Zweifel, daß die Diplomatie so gut wie jede menschliche Einrichtung ihre schweren Lücken und Fehler hat, und auf den ersten Blick klingt es auch sehr einleuchtend, daß die Vertreter der Völker in den fremden Ländern ein gerüttelt Maß voll Schuld an dem gegenseitigen Sich-mißverstehen und Sich-nicht-verständigen-können gehabt haben, dessen Wirkung wir seit Jahren erleben müssen. Allein, bei näherem Zusehen erkennt man doch, daß sie sicher nicht die einzig Schuldigen gewesen sind; und wer, von dem ungemein reizvollen Gebiet angelockt, sich ein wenig tiefer in die Geschichte, in die Ursprünge der diplomatischen Kunst versenkt, der entdeckt, daß so alt wie die Diplomatie selbst auch die Klagen über die Diplomatie sind, so daß man schließlich sagen darf: Nicht nur wir hatten gerade das Unglück, in einer Zeit zu leben, in der die Herren Ambassadeure, Gesandten, Attachés und die zu ihnen gehörigen Stäbe versagt haben, nein, von allem Anfang an scheint in der Vorstellung der

Menschen das Gute, das die Diplomaten getan haben und vielleicht überhaupt zu tun vermochten, reichlich aufgewogen worden zu sein durch das Böse, das sie aus mangelndem Verstehen, aus Eitelkeit, aus Eigenwilligkeit und oft genug aus Lust am Intrigenspiel verschuldet haben. In der Einrichtung selbst scheint sozusagen ein Fehler zu wirken, der über Zeiten und Völker hinaus an allen Orten zum Üblen wirkt.

In längst vergessenen Zeiten — ich meine: so vor fünf oder zehn Jahren, als wir nämlich im Frieden lebten — da war die Vorstellung, die man vom Diplomaten hatte, eine ganz sonderbare, aus Romanen von der Art des Monte-Christo, aus Theaterstücken französischer Fassung, allerlei Memoirenklatsch und dazu vielleicht noch aus einem Schuß Machiavelli gemischt und gezeugt. Man sah vor sich den Herrn Attaché im tadellosen, selbstverständlich in London-St. James angefertigten Frackanzug, der seine Zeit zwischen dem Entziffern von Depeschen und dem Zerbrechen von Herzen redlich teilt, eine Stufe über ihm den Botschaftsrat, gewöhnlich mit ein wenig angegrautem Haar, aber ungemein elegant, ein wenig Dandy, im Theaterstück fast immer der kluge, beinahe weise Raisoneur, der den Sinn des Lebens in scharfgeschliffenen Worten aufzuklären stets bereit ist und so nebenher mit leichter Hand die Staatsgeschicke beeinflußt, und schließlich als ihrer aller Herrn den ‚Chef', Exzellenz selber, den Herrn Botschafter oder Gesandten, und nicht zu vergessen Ihre Exzellenz, die Frau des Gesandten, in deren Salon Europens Schicksale nicht nur besprochen, sondern auch nach der oder jener Seite hin gelenkt wurden, wobei Flirt und Intrigenspiel mit anderen Damen — nicht immer Damen —, die offiziell oder offiziös im Dienste der diplomatischen Kunst ihre Liebeskünste spielen ließen, nicht fehlen durften. So sahen die Diplomaten aus im Spiegel der Literatur des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit also, als der großen Masse des Volkes noch nicht so recht bewußt war, wie sehr das Leben jedes einzelnen Bürgers von der Geschicklichkeit, dem Geist und vor allem von der Loyalität der Diplomaten abhängt, die ihr Land in anderen Ländern vertreten. Allerdings hörte man

stets von Zeit zu Zeit eine Klage darüber, daß die diplomatischen Ämter den Adelskreisen vorbehalten seien, aber solch demokratischer Einspruch war doch nicht selten vermischt mit einem leisen Gefühl des Stolzes über den Herrn Grafen oder den Herrn Marquis, der, mit einem uralten Namen und einem meist sehr ansehnlichen Vermögen ausgestattet, in der Ferne die Heimat glanzvoll zu vertreten verstand. Erst als das 19. Jahrhundert im Sterben lag und das 20. aufdämmerte, wurde es immer weiteren, aber auch den einflußreicheren Schichten bewußt, ein wie wesentliches Amt die Herren Ambassadeure haben, daß sie gewissermaßen die ‚repräsentativen Männer' der Heimat in der Fremde sind, und daß es darum nicht genügen kann, wenn sie schöne Titel und schöne Kleider haben, sportlich elegante Körper und, da seit uralter Zeit die Besoldung, die der Staat seinen Vertretern im Auslande gibt, zu gering war, imstande und gewillt, aus eigenen Mitteln gehörig daraufzuzahlen. Man erweiterte darum den auswärtigen Dienst immer mehr, versuchte es gewissermaßen mit der Teilung zwischen Arbeit und Repräsentation, wobei oft genug die am wenigsten taten, die am höchsten auf der Stufenleiter der Gesandtschaft standen; und wenn auch der Chef der Mission fast stets ein Hochadliger blieb, so wurden doch bürgerliche Fachleute herangezogen, Prüfungen eingeführt und ein gewisses Maß von Kenntnissen als Bedingung für die höheren diplomatischen Ämter verlangt.

Nun, wenn wir ein wenig der Vergangenheit der diplomatischen Kunst nachspüren, so werden wir sehen, daß von jeher vom Diplomaten mehr verlangt wurde, als er gab, oft auch geben konnte, und daß im Wandel der Zeiten eine ganze Reihe fesselnder diplomatischer Erscheinungen sich entwickelt hat, noch bevor die jetzt so übliche Wehklage über die Erbsünde der Diplomatie zum banalen Schlagwort geworden ist.

Der Ursprung der Diplomatie? Ihre wahre Heimat ist Rom, aber nicht das Cäsars, sondern das Rom des Vatikans, der Päpste und Konzile. Gewiß hat es auch lange vorher bei allen Völkern und in den verschiedensten Stufen der Kultur so etwas wie eine Diplomatie gegeben,

aber bis zur Hochreife der Verhandlungs- und Intrigenkunst, wie sie an den päpstlichen Höfen gezüchtet wurde, war der Diplomat doch eher ein Bote und nicht ein Botschafter, eher ein Abgesandter als ein Gesandter. Er hatte eine Mitteilung auszurichten, Antwort mitzunehmen, aber nicht aus Eigenem in den Gang der Dinge einzugreifen und kaum mehr als einen Bericht über die Tatsachen, die er gesehen hatte, abzustatten. Noch war es nicht das Amt dieser Legaten, Fäden zu knüpfen, ein Spinnennetz anzulegen, und wenn es einer dennoch tat, so war das eben Wirkung der Persönlichkeit, nicht der Stellung. Ausnahme, ungern genug gesehen, nicht Regel. Überdies galt es als Gesetz, daß der Gesandte nur einen Sonderauftrag auszuführen hatte oder doch lediglich beschränkte Zeit zu wirken und dann in seine Heimat zurückkehren müsse. Die ‚Wirte‘ sehen ihn auch nicht gern allzulange verweilen, und Ferdinand der Katholische spricht, als Ende des 18. Jahrhunderts die entscheidende Änderung eintritt, daß nämlich die Gesandten dauernd auf ihrem Posten bleiben, es offen aus: Die kürzesten Ambassaden seien die besten. Und doch, schon von den Männern, die nur im Einzelfall einen diplomatischen Auftrag durchzuführen hatten, wurde unendlich viel verlangt. In einer Schrift des Italieners Ottaviano Maggi ‚De Legato‘ heißt es, daß keiner zum Diplomaten reif sei, „außer er ist ein fürtrefflicher Christ, ein wohlbeschlagener Theologe, in gleichem Philosoph, Dialektiker, Klassiker, Mathematiker, Physiker, Jurist, Geograph, Architekt, Musiker, Literaturkenner, ein Behältnis aller Sprachfertigkeiten, ein Feldherr mit dem Homer in der Tasche“... Das ist so ungefähr alles. Und dafür wurden die Herren, wie man in allen Memoiren jener Zeit liest, so schlecht bezahlt, daß sie sich ruinieren mußten, um standesgemäß leben zu können oder, nach dem Worte Reumonts, dessen Schrift über italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse eine Fundgrube für den Kulturhistoriker ist, ‚in glänzender Misere lavieren‘ oder recht seltsame Mittel anwenden, die an die Grenzen des Kriminellen führten, wobei ja überdies das Falschspiel — corriger la fortune — in jener Zeit noch gar nicht so tragisch ge-

nommen wurde. Kein Wunder, daß in solcher Zeit Raufereien zwischen den hohen Herren und ihren Gefolgen an der Tagesordnung waren, bis schließlich auf dem Kongreß von Nymwegen Sir William Temple ausdrücklich ein Gesetz zur Verhandlung bringen mußte, durch das ,Mord und Totschlag zwischen denen Ambasciadores und dero Gefolge' ausgeschaltet werden sollten. Ob dieses ,Regulativ' viel geholfen hat, muß der bezweifeln, der z. B. in Brunners Werk ,Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts' liest, welche Ansprüche an das Äußere und an die Manieren eines Diplomaten gestellt wurden. Da heißt es: ,Daher ein Gesandter, der da von Gesicht übel verstahltet, kropfet, augennaß, schelchfüßig ist oder von den s. v. Füßen einen yblen Geruch gibet, oder einen großen Buckel hat, auch sonsten ungestalt wie ein afe oder monstrum aussiehet, kann ohnmeglich seinen Herren, welchen er vorstellen solle, Ehre machen, wenn er gleich im übrigen noch so viel Geschick hätte.' Man darf aber nicht glauben, daß nur die Welschen so sonderlichen Ruf hatten. Gerade die deutschen Diplomaten hatten sich einen besonderen Namen durch ihre Trinkfestigkeit erworben, und die Schilderung ihrer Tageseinteilung, die wir einem zeitgenössischen Dokument entnehmen, ist nicht gerade reizvoll: ,Früh beraten sie, von Mittag an trinken sie, vom Frühstück bis in die späte Nacht sind sie voll, und wenn sie am frühen Morgen, schläfrig und taumelnd, um ihren Katzenjammer hinunterzuspülen, große Becher voll Tiroler Wein geleert haben und sich vergnügt auf ihre Plätze begeben, dann sind sie ihrer Meinung nach in der richtigen Verfassung, um lärmend ihre Stimmen abzugeben.' Die Etikette, die nach oberflächlicher Anschauung eine ihrer Hauptstützen in der Diplomatie hätte haben müssen, war eben in jenen Tagen, wie ja auch die Schilderungen von den Höfen der französischen Könige und der deutschen Fürsten bis ins 18., ja 19. Jahrhundert hinein zeigen, noch recht primitiv. Man ging ziemlich geradeaus auf sein Ziel los, und wenn man einen Gegner nicht mit der Kunst des Verstandes und der Verhandlungsfertigkeit überwinden konnte, dann versuchte man

es, ihn unter den Tisch zu trinken oder gar mit oder ohne Hilfe angeworbener Parteigänger in ein besseres Jenseits zu befördern. Doch hatten die Diplomaten schon neben der Aufgabe, ein bestimmtes, genau umschriebenes Ziel zu erreichen, das Amt, fremdes Wesen auszukundschaften, wobei man allerdings noch weniger an eine Psychologie des Volkes als an eine Psychologie der Könige und ihrer Höflinge zu denken hat. Vor allem aber galt es, dem Gegner — und damals standen die Diplomaten zueinander offen oder versteckt immer im gegnerischen Verhältnisse — seine geheimen Pläne, seine versteckten Geheimnisse zu entlocken. Schon taucht, wie man also sieht, die Vorstellung auf, daß der Diplomat nach dem englischen Wort ein ‚honourable spy' zu sein hat, ein ehrenwerter Spion, eine Rolle allerdings, die wir eher den Militär- und Marineattachés der Gesandtschaften zuteilen. Vielleicht das klügste Wort und auch das erlebteste über die Moral des Diplomaten hat der englische Diplomat Sir Henry Wotton ausgesprochen: „Ein Gesandter ist ein kluger Mann, der in die Ferne geschickt wird, um im Interesse seiner Heimat zu lügen."

Das Jahr 1520 gibt den eigentlichen Geburtstag der regelrechten Diplomatie. In diesem Jahr wird anläßlich des Bündnisses zwischen Karl V. und Heinrich VIII. ausdrücklich bestimmt, daß jeder Herrscher an dem Hof des anderen einen weltlichen Gesandten mit dem Titel Orator sitzen haben soll, dessen Aufgabe die ständige Berichterstattung, die gegenseitige Fühlungnahme, die Vermeidung von Zwischenfällen, kurz das diplomatische Geschäft in beinahe moderner Auffassung ist. Es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß es ein weltlicher Mann sein muß, um die Absicht zu unterstreichen, die bis dahin allgewaltigen geistlichen, meist dem Jesuitenorden entstammenden Gesandten aus der Schule des Vatikans auszuschalten. Der Horizont aber, der aus der Aufgabestellung, wie sie hier gezeigt ist, hervortritt, zeigt in seiner Weite eine Entwicklung weit über den Stand hinaus, den die vatikanische Diplomatie gekannt hatte. Das ist die Wirkung der Jahrzehnte, in denen die Republik Venedig Kulturzentrum war, Brenn-

punkt des politischen und wirtschaftlichen Geschehens, so daß ebenso die Abgesandten der Dogen in die fremden Länder kamen, wie die Botschafter der deutschen — und andern — Fürsten an den Dogenhof, wo sie lernen mußten, die Beziehungen der Länder zueinander auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu beobachten, ob sie's wollen oder nicht und vom Kaufmannsgeist der aristokratischen Republik ein gut Teil in sich aufnehmen mußten. Die Einrichtung des Konsuls neben und unter dem Gesandten, der damals allerdings noch nicht Konsul, sondern Bailo hieß, entstammt dem venezianischen Wesen, die Mischung von schmückender Aristokratie und tätigem, behendem Kaufmannsgeist erzeugte Wirkungen, die noch über Jahrhunderte hinaus, ja heute noch sichtbar sind.

Ein sonderbares Spiel der Geschichte bringt es mit sich, daß der nächste diplomatische Typus, den wir im Wandel der Zeiten kennen lernen, diesem oben geschilderten fast entgegengesetzt ist: Man sieht auf Bildern und in den Schilderungen der Memoirenschreiber die Erscheinung des höfischen Diplomaten der französischen Schule, des Kavaliers, des Grandseigneurs, wenn auch oft ein wenig wurmstichig, wie er in der Umgebung Ludwigs XIV. und XV. lebt und oft genug zum Unheil seiner Heimat wirkt: Selbstgefällige, eitle, oft bis zum Närrischen verbildete Menschen, unter denen es aber — das darf man nicht verschweigen — an fähigen Köpfen gewiß nicht fehlt und die im besonderen die Kunst des Intrigierens glänzend erlernt haben. Es ist der Diplomat, bei dem man nicht mehr ganz genau weiß, ob er auch wirklich der Vertreter des Herrn ist, den er nach seinem Titel zu vertreten hat, der Diplomat, der ausgeschickt wird, um in der Fremde Politik zu machen. Und wenn sich die Diplomaten aus der venezianischen Schule zum ersten Male um die Handelsbeziehungen der Völker gekümmert haben, so ist es eine der wesentlichsten Aufgaben ihrer Nachfolger aus der französischen Schule, die Alkovenbeziehungen zu studieren, zu kontrollieren, darüber bis ins geringste Detail nach Hause zu berichten und die Wirkungen der menschlich-allzumenschlichen Dinge dieses Bereiches als wichtigen Faktor in die

Weltrechnung einzustellen. Ein besonderes Beispiel dieser Art ist der Comte de Mercy, der von Maria Theresia zu ihrer unglücklichen Tochter nach Paris geschickt wird und dessen Korrespondenz mit der Kaiserin ein Zeugnis dafür gibt, von welchen Einzelheiten und Geringfügigkeiten in den Schlafzimmern der Fürstinnen die Geschicke der Völker abhängig sind.

✠ ✠ ✠

Die Erde wird sozusagen größer. Zwischen Holland und Niederländisch-Indien, zwischen England und seinen Kolonien, vor allem aber zwischen Europa und Amerika werden so viele Fäden geknüpft, daß — ob es die höfischen Diplomaten wollen oder nicht — ja man kann sogar sagen, ob sie es zuerst merkten oder nicht — eine neue Art der Gesandtschaftskunst ausgebildet werden muß. Der privaten Kolonisation, wie sie die East India Company und in Deutschland die Nachfolger der Hansa in sehr großem Maße durchführten, entsprachen private Botschafter, eben die Vertreter dieser Handelsgesellschaften, die Chefs der Faktoreien, Kaufleute, selbst mit weitem Blick begabt und von Handelshäusern abhängig, die mit großen Verhältnissen rechnen mußten, wenn sie bestehen wollten. Diese Männer waren die seltsamen, aber im Sinne der Entwicklung durchaus erfreulichen Parallelerscheinungen zu den Jesuiten und anderen Patres, die in früheren Tagen neben der offiziellen Diplomatie gearbeitet hatten. Kein Wunder, daß die Technik der Fühlungnahme mit den fremden Völkern, die sich da ausbildete, auch auf die wirkliche Diplomatie abfärbte; das ganze System der Gesandtschaften und Konsulate wurde ja beeinflußt durch die Tatsache, daß es selbst den größten Reichen nicht möglich war, überall Beamte als Vertreter hinzuschicken, und daß deshalb, man kann sagen zum Glück, neben den sogenannten Berufskonsuln auch große Handelsherren die Vertretung von Staaten übernahmen, mit denen sie geschäftlich verbunden waren oder denen sie entstammten. So weitet sich eine ursprünglich höfische Einrichtung; der Vertreter des Kaisers oder Königs ist längst zum Vertreter des Staates geworden, und sein Amt ist es nicht mehr, für die

Stilleben

Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Erhaltung und Erhöhung einer Dynastie zu sorgen, sondern einem Volke, jedem einzelnen Angehörigen eines Volkes die besten Möglichkeiten in der Fremde, durch die Fremde zu schaffen. Diesen Aufgaben angemessen muß fortan die Erziehung zum Diplomaten sein; es konnte nicht mehr genügen, die tausend Worte der Courtoisie zu beherrschen, eine gefällige Verbeugung und einen gutgezielten Degenstoß auszuführen. Die um die Kolonisation besorgten Handelsgesellschaften gründeten Akademien, die erste im 17. Jahrhundert, in denen sowohl die Männer, die in den Kolonien als Beamte tätig sein sollten, als auch die Anwärter für den auswärtigen Dienst geschult wurden. Aus diesen ersten Anfängen von Diplomatenschulen wurden die Konsularakademien und orientalischen Akademien, wie sie mit Ausnahme von Amerika und vielleicht auch Japan fast jedes Land jetzt hat. Nur die Vereinigten Staaten kennen den Begriff einer Berufsdiplomatie, man könnte sagen, einer Diplomatenkaste, nicht. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, wo mit dem Wechsel der Parteien auch alle hervorragenden Beamten wechseln, ist die Frage nach der speziellen Vorbildung, dem Diplom, ja überhaupt verpönt. In der neuesten Zeit haben wir aber doch den amerikanischen Professor als einen ganz besonderen Typus des Diplomaten kennengelernt, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß auch die freien Bürger Amerikas eingesehen haben, daß ein gewisses Maß regelrecht erworbener Kenntnisse Vorbedingung ist für eine so heikle und schwierige Aufgabe, wie die des Vertreters eines Erdteils im anderen, des Maklers zwischen zwei Welten.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, während des Wiener Kongresses, hatte die Diplomatie in gesellschaftlicher Beziehung ihre Blütejahre. Die Augen der ganzen Welt waren auf die Männer gerichtet, die, Handlanger des lieben Gottes, die Erde neu verteilen sollten, aber nebenbei noch Zeit genug fanden, sich in geistvoller, graziöser, oft auch überschwenglicher Weise des Lebens zu freuen. In dieser Periode werden die Helfer der Diplomaten am deutlichsten sichtbar, die offiziösen Mittler, die Männer wie Gentz, die gut zuzuhören verstanden, im rechten Augen-

blick immer da waren und gelegentlich auch eine nicht allzu saubere Arbeit zu verrichten sich entschlossen. Die Geschicklichkeit war das Hauptgut, das zu besitzen man erstrebte, die Gabe, nach dem Worte Rochefoucaults von den Gelegenheiten, die sich in den Staatsgeschäften ergeben, zu profitieren. Der Stab der Gesandten selbst war im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer größer geworden, die Tage, wo der Ambassadeur Großbritanniens in Paris, Lord Pickering, sieben Kronen täglich Gehalt bezog und dafür das Schicksal seiner Heimat zu verwalten hatte, die waren endgültig vorbei, wenn auch die Klagen, daß die Länder ihre Botschafter zu gering besolden, geblieben waren und geblieben sind. Gerade das hochfeudale England hatte übrigens als eine der ersten Großmächte begonnen, seine Vertreter aus bürgerlich-patrizischen Kreisen, wenigstens gelegentlich zu wählen — daß Ludwig XI. seinen Barbier Olivier Daim zum Botschafter am Genter Hofe Marias von Burgund gemacht hatte, gilt ja nur als Kuriosum, wie er sich denn auch beeilte, den ‚Coiffeur artiste' zum Comte de Menlau zu erhöhen — und damit die diplomatische Kaste wenigstens zu erweitern. Es hängt dies mit der Kolonisationsmethode Englands, mit den schon erwähnten Schulen für den diplomatischen Dienst zusammen, nicht zuletzt auch mit der Tatsache, daß der englische Diplomat in erster Linie Politiker ist und aus den Kreisen der führenden Politiker gewählt wird und viele Gaben, die in andern Ländern, früher wenigstens, der Besitz bestimmter Stände gewesen waren — Sprachkenntnis über das Maß des Abituriums hinaus, Vertrautheit mit fremden Ländern usw. — teils nicht begehrt wurden — denn wenn auch Französisch die Diplomatensprache war, Englisch war die Weltsprache — teils aber durch das Wesen des englischen Imperiums die Lehrjahre, die der englische Kaufmann so gut wie der englische Verwaltungsbeamte durchzumachen hatte, auch dem Bürgerstand eigen waren.

In Deutschland aber war bis in die allerletzten Jahrzehnte hinein die Diplomatie ein Sonderrecht der höchsten Adligen, ja man könnte sagen, bestimmter adliger Häuser.

Ebenso waren in Österreich die großen Botschafterposten beinahe Erbgut einiger weniger feudaler Familien. Dem entsprach in der Regelung des auswärtigen Dienstes bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die erstaunliche Tatsache, daß für den Eintritt in den diplomatischen Dienst so gut wie keine Vorbildung verlangt wurde. Die Aufnahme war und ist auch heute noch von der Gnade des Königs und Kaisers abhängig, und selbst nach dem Regierungserlaß, den im Jahre 1908 Fürst Bülow herbeigeführt hat, kann der Reichskanzler in den auswärtigen diplomatischen Dienst aufnehmen, wen er will. Die wenigen Vorbedingungen, die da genannt werden, sind auch noch durch die Hinzufügung ‚in der Regel' eingeschränkt, so daß schließlich und endlich, nach dem Buchstaben des Gesetzes wenigstens, jeder Botschafter in London oder Paris werden kann. Man lächle nicht voreilig. Die Grundlage einer ziemlich straffen Organisation auf einen so liberalen Boden zu stellen, setzt eine innere Festigkeit voraus, die Respekt verlangt; und die uneingeschränkt freie Wahl, die durch diese Verordnungen gewährleistet wird, schafft auf der einen Seite die Möglichkeit, jedes wirkliche Talent zu nutzen, auch wenn es nicht den Gang durch die Tretmühle chinesischer Prüfungen gemacht hat, auf der anderen Seite aber gibt die Aufnahme in den diplomatischen Dienst ja noch keinerlei Gewißheit für spätere Beförderung auf irgend erhebliche Posten. In der Tat müssen die Herren nach einigen Jahren ein Examen ablegen, das so scharf ist, daß ein Staatssekretär auf die Frage, ob er glaube, es bestehen zu können, geantwortet haben soll: ‚Nein, aber ich traue mir zu, glänzend durchzufallen.' Die moderne Regelung des diplomatischen Dienstes, die strenge Scheidung in Botschafter, Gesandte, außerordentliche Gesandte, bevollmächtigte Minister, Ministerresidenten und Geschäftsträger bzw. Konsuln, sowie die Beziehung all dieser in der Ferne wirkender Gewaltigen zu der Zentralbehörde, dem Auswärtigen Amt oder, wie man gern sagt, der ‚Wilhelmstraße', ist ein Produkt Bismarckschen Geistes; unter dem Fürsten Bismarck und, wie schon erwähnt, später unter dem Fürsten Bülow wurde eine so straffe Bindung und Einschnürung der Befugnisse

und der ganzen Tätigkeitsform der Gesandten und ihrer Helfer eingeführt, ja selbst für die höchsten Spitzen der Gesandtschaften, daß der Grandseigneur, oft genug Abenteurer, jedenfalls aber Kavalier, ein fleißiger Beamter werden mußte, der, wenn es nach dem Willen des Fürsten Bismarck ging, manchmal gar nur ein — Handlanger sein sollte. Weder die Gesandten noch ihre Botschaftsräte und Attachés, weder die politischen noch die wirtschaftlichen Vertreter im fernen Lande sollen irgendwie eine eigene Politik treiben oder gar die Vertreter einer geheimen höfischen Gruppe sein. Ihr Amt ist es, das Volk, repräsentiert durch den Willen der Zentralstelle, zu vertreten. In dem gerade in letzter Zeit oft angeführten Arnim-Paragraphen hat Bismarck sogar die bewußt falsche Berichterstattung an die heimatlichen Behörden, eine Geheimpolitik, die sich nicht völlig mit der von der Wilhelmstraße angegebenen deckt, gerichtlich zu verfolgen und zu bestrafen gefordert. Der Altreichskanzler, auf den diese Neuformung des deutschen diplomatischen Dienstes zurückgeht, vertraute weder einem uralten Namen noch dem Ergebnis einer Prüfung. Er wählte nur nach seinem Ermessen, nach seinem eigenen Urteil und pflegte zu sagen: ‚Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten.' Bezeichnend ist auch für die Auffassung Bismarcks die vielleicht übertreibende Bemerkung eines gewiß schlecht behandelten Beamten aus diesen Kreisen: Der Fürst hält jeden für ein Genie, der durchs Examen gefallen ist und sein Vermögen durchgebracht hat! Aber der Zusatz: Für Bismarck sei nach eigenem Geständnis der Gesandte ‚nur das Gefäß, das, durch die Instruktionen seines Souveräns gefüllt, erst den vollen Wert bekommt', zeigt einen Ernst der Auffassung, der weit über den Klatsch, der aus gekränkter Eitelkeit hervorgeht, hinausreicht. In der Tat hat es noch nie gut getan, wenn in der Ferne andere Politik gemacht wird als zu Hause. Je inniger die Fühlungnahme zwischen dem Botschafter und der Zentralstelle ist, desto sicherer wird das Volk in Frieden atmen können. Erlebnisse wie die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky oder die Telegramme des Grafen Luxburg sind ja allerdings

leider keine Neuheiten in der Geschichte der Diplomatie. Die Memoirenkunst der Diplomaten ist oft genug aus der Quelle gekränkter Eitelkeit geflossen, und daß in Chiffretelegrammen, in diplomatischen Berichten Geist — mit und ohne Anführungszeichen — gern gezeigt wird, das zeigen die Buntbücher, auch die über den Weltkrieg noch, aus allen Staaten, und man hat manchmal beim Lesen dieser Dokumente einen ganz eigentümlichen, aus Heiterkeit und Empörung sich zusammensetzenden Eindruck, wenn man sieht, wie die kleinen Gefühlswallungen eines Menschleins unabsehbare Folgen nach sich zogen oder doch hätten ziehen können. Der Glanz der äußeren Repräsentation ist unserer Diplomatie noch geblieben. Selbst die Vertreter der bürgerlichen Demokratie und Republiken haben bisher nicht ungern mit den Fürsten und Prinzen aus uralten Häusern in dieser Hinsicht den Wettkampf versucht. Hinter den Kulissen aber sieht, wie manche Andeutung schon gezeigt hat, die Sache ganz anders aus. Die neuen Diplomaten, beeinflußt durch Bismarck und den englischen König Eduard VII., sind wesentlich andere Erscheinungen als die Legaten, die am Vatikan wirkten oder sich rund um den Wiener Kongreß amüsierten. Die Kunst der Diplomatie ist für die leitenden Männer allmählich zur Staatskunst geworden, und in diesem Sinn kann man ebensogut Machiavellis ‚Fürstenspiegel' wie Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' die wahren Lehrbücher der Diplomatie nennen. Wer aber nicht das Steuer selbst lenkt, der ist jetzt im diplomatischen Dienst im besten Fall ein umsichtiger, geistvoller Psychologe, der zudem alle Eigenschaften eines wachsamen Beamten haben muß. Nicht mit Unrecht hat ein deutscher Diplomat, Kiderlen-Wächter, in einem Spottvers auf die üblichen Klagen gegen die Diplomaten geantwortet:

Der Arzt, Jurist und Diplomat
Erlernt sein Fach von früh bis spat,
Doch was er lernt und schaffe,
Es weiß es besser jeder — Laie.

Allerdings, die deutschen Diplomaten, auf die man so gern schimpft und die es gewiß auch da und dort an

vielem haben fehlen lassen, können nicht als zwingende Beispiele für die internationale Diplomatie gelten. Männer wie Sir Edward Grey oder der französische Exminister Delcassé sind Erscheinungen, die wir gottlob! nicht kennen. Von Grey ist es bekannt, daß er von dem Wesen der fremden Völker so wenig Ahnung hat wie von ihren Sprachen. Seine einzige literarisch-wissenschaftliche Leistung ist ein kleines Buch über die Kunst des Flyfishing. Ein Schüler König Eduards, hat er in einer Beziehung etwas durchaus Neues in die diplomatische Kunst eingeführt, die merkwürdige Offenheit des Rechners in Augenblicken, in denen die Mehrzahl der Menschen und auch die Mehrzahl der Diplomaten und Staatslenker zu großen, wenn nicht gar pathetischen Worten, aber auch tiefgehenden Gefühlen geneigt gewesen wäre. Man erinnere sich an seine Begründung für die Teilnahme Englands am Weltkriege: England werde nicht mehr zu leiden haben, wenn es mitmache als wenn es fernbleibe. Boshafte Leute behaupten ja allerdings, daß dieser erste Diplomat Englands, einer der fünf oder zehn Männer, die den Weltkrieg auf dem Gewissen haben, nur eine Kunst verstehe, nämlich gute Berater und Helfer zu haben und sich schieben zu lassen, und der boshafte Roseberry hat von ihm gesagt, ‚er mache einen so konzentrierten Eindruck, weil er nie einen eigenen Gedanken hat, der ihn von der Arbeit ablenken kann, die man ihm mit genauen Richtlinien in die Hand gegeben hat'.

Der französische Diplomat unserer Zeit hat ein anderes Gesicht. Er kommt aus der Schule des Palais Bourbon, ist im Ränkespiel der Deputiertenkammer hart gebrannt, ersetzt, was ihm an tiefgründiger Bildung, an völkerpsychologischer Erfahrung fehlt, durch rhetorische Kraft, Schlagfertigkeit, Gewandtheit. An dem französischen Diplomaten zeigt sich aber auch am stärksten der Einfluß des Großkapitals und der Großindustrie auf die politische Kunst unserer Zeit.

Soll ich nun an diese Typen alter und neuer Diplomaten noch einen letzten reihen, so muß es ein ganz eigenes Wesen sein. Neben der offiziellen Diplomatie

hat es fast stets Versuche und Ansätze zu einer Geheimdiplomatie gegeben. Nirgends ist sie aber stärker zu unseliger Wirkung gekommen als in Rußland, wo die Kaiserinwitwe Maria Feodorowna durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu den verschiedensten Höfen und ihre persönlichen Beziehungen zu französischen und englischen Diplomaten, die sich von der energischen Frau leiten ließen, ein ernstes Spiel trieb, das groteske Zwischenfälle, wie die Erscheinungen mystischer und mystizierender Popen, ebenso in sich barg, wie politische Haupt- und Staatsaktionen, deren Wirkungen zu schildern heute nicht mehr notwendig ist, denn wir alle leiden unter ihnen ... In dem Ziele: möglichste Ausschaltung der Geheimdiplomatie sind wir uns heute fast alle einig, und das Beispiel dieser Frau kann in solcher Auffassung nur bestärken. Nun, haben wir zuletzt auch eine offene Diplomatie erleben können, die Verhandlungsart der russischen Maximalisten aber ohne einen gefährlichen Ausflug ins politische Gebiet zu wagen, kann doch gesagt werden, daß die dort und auf diese Weise gezeitigten Früchte nicht sehr verlockend erscheinen.

So bleibt zum Schluß eine bange Frage an die Zukunft. Übersieht man die lange Reihe der Gestalten, die mehr oder weniger schattenhaft an einem vorbeiziehen, wenn man die Geschichte der Diplomatie flüchtigen Fußes durchwandert, so entdeckt man, daß schließlich und endlich der eine mit seiner Faust, der andere mit gutgezieltem Dolch, der eine mit dem spitzen Wort, der andere mit der Zähigkeit unablässig verfolgter Pläne gearbeitet hat, daß sie aber alle, ob sie nun aus einer orientalischen Akademie kamen oder nicht, den Titel eines Herzogs von Soundso oder eines Fürsten von Daundda getragen haben, ob sie ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger Geld im fremden Lande verstreuten, doch, wenn sie für ihr Land etwas durchgesetzt haben, es nur durch e i n e Kraft konnten und taten: durch die Macht ihrer eigenen Persönlichkeit, die sie in Reibung mit tausenderlei gegnerischen Mächten gestärkt und durch eigene Erfahrungen in fremden Kulturkreisen verfeinert hatten.

Preis der Jahrgänge 1916 und 1917 je 1,50 Mk., der Jahrg. 1918 kostet 2,50 Mk.




PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000052901713